Et VII 81

(Gesch. d. Verf. in Apr. 46)

b 22 Enl

Bog. pr.
0–72

Leben Kaiser Josephs des Zweiten,

bearbeitet vom

Professor Dr. **Schneidawind.**

Mit dem

getreuen Bildniß des Kaisers.

Hamburg,

B. S. Berendsohn.

1846.

KAISER JOSEPH II

Leben Kaiser Josephs des Zweiten,

bearbeitet vom

Professor Dr. Schneidawind.

Mit dem

getreuen Bildniß des Kaisers.

Hamburg,
B. S. Berendsohn.
1846.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Vorwort.

Beauftragt, die Geschichte des Kaisers Joseph II. zu schreiben, war Unterzeichneter bemüht, jegliche Thatsache aus guten Quellen zu gewinnen, und das Gewonnene mit voller Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit darzustellen. In keiner Lebensgeschichte ist vielleicht so viel und so unverschämt gefabelt worden, ist der Geist der Parteiung geschäftiger gewesen zur Erfindung und zur Verbreitung der Lüge, als in der Geschichte des Lebens, Wollens und Wirkens des Kaisers Josephs II., Regenten der österreichischen Staaten. Darum thut es Noth, die bis auf heutigen Tag noch fortdauernde Wuchersaat falscher Angaben und Vorstellungen in derselben vollends auszurotten. Unterzeichneter hat daran wieder redlich

mitgearbeitet. Möge dieses der geneigte Leser nicht verkennen, und die Arbeit daher wohlwollend und freundlich aufnehmen.

Bei Bearbeitung seiner Geschichte Josephs II. hat Unterzeichneter namentlich die Werke folgender Gelehrten und Literaten befragt und benutzt: Boettiger, Bourscheidt, Burckhardt, Caraccioli, Cornova, Core, Cuniaczo, Dohm, Duller, Faber, Friedrich II., Goertz, Goethe, Groß-Hoffinger, Hormayr-Hortenburg, de Ligne, Mehler, Menzel, Milbiller, Müller (Joh. v.), Pelzl, Pfister, Poelitz, Preuß, Ramshorn, Reus, Risbeck, Seidl, Segur, Schels, Schlosser, Schmettau, Schneller, Varnhagen v. Ense, Wolf, Zschokke rc.

Aschaffenburg, am Tage des
heiligen Ludwigs, 1845.

Dr. F. J. A. Schneidawind.

I.

Kaiser Joseph II. wurde am 13. März 1741 von der großen Kaiserin Maria Theresia ihrem Gemahle, Franz I., zu Wien geboren. Hof und Volk waren über die Geburt dieses Prinzen mit Freude und Jubel erfüllt, die sich auf die mannigfaltigste Art und Weise zeigten. Die Taufpathen Joseph's waren der Pabst Benedict der Vierzehnte, und der Churfürst von Sachsen und der König von Polen, August der Zweite, von denen der Erstere durch den Cardinal Collonitsch, der Letztere durch den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vertreten wurde. Da Joseph Morgens 3 Uhr das Licht der Welt erblickte, sagte sein Vater; »das Kind wird einst sehr wachtsam sein;« eine Prophe- ung, die in der That auf eigenthümliche Weise in Erfüllung gegangen ist.

Die Geburt Joseph's fiel in die schwere Zeit, wo Friedrich II. von Preußen seine schlesischen Kriege begann, und Churfürst Karl Albrecht von Bayern seine Ansprüche auf die Erbschaft Oesterreichs machte. Von jenen Wetterwolken, die sich so furchtbar entluden, rettete sich zuerst Maria Theresia zu der Treue der Ungarn. Sie zeigte den Magnaten den erst wenige Monate alten Joseph; und der bekannte Schwur, den die Ungarn begeistert leisteten und den sie, wacker kämpfend, hielten, galt nicht nur der hohen Mutter, sondern auch dem Sohne. Wie die Rettung der Mutter, so galt auch ihnen hoch die Rettung dessen, auf dem der Segen, auf dem die Hoffnungen der Nation vorzugsweise ruhten. Fest hielten auch Oesterreichs

Völkerschaften Mutter und Sohn auf dem bedrohten, wankenden Throne.

Auf des jungen Josephs Erziehung hatte die Kaiserin Mutter den fast alleinigen Einfluß; sie wurde nach ihrer Angabe geleitet. Der Vater, wie er keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte hatte, übte auch keinen auf die Erziehung seines Sohnes aus. Maria Theresia wählte den Fürsten Bathiany, einen ungarischen Magnaten, einen Mann, der nur strenger Soldat war, aber es bei seiner Indvidualität nicht verstand, ein Erziehungsgeschäft auch nur mittelmäßig, geschweige denn so zu leiten, daß es sich zum Vortheile des Zöglings an dessen Individualität angepaßt und denselben nach den Regeln der Erziehungskunst eine vernünftige, bedingte Freiheit des Willens gestattet hätte — zum Hofmeister und obersten Erzieher des Erzherzogs Joseph. Späterhin wurde auch der geniale Freiherr Christoph von Bartenstein zur Erziehung berufen. Bathiany's ganzes Leben ging in dem, strenge Subordination gewöhnten Soldatenstande auf, und suchte so das Erziehungsgeschäft Josephs in gleicher Weise zu leiten, wobei er jedoch gewissenhaft und ehrlich genug war, gerade wegen der hohen Geburt seines Zöglings gegen denselben mit um so consequenterer Strenge zu verfahren. Besser gestaltete sich Joseph's Erziehungsweise, als Bartenstein auf dieselbe Einfluß gewann.

Was aber den eigentlichen Unterricht betraf, den theils geistliche, theils weltliche Lehrer besorgten, wurde wurde vor Allem dafür Sorge getragen, daß Joseph in den Lehren der katholischen Religion unterrichtet und befestigt wurde (durch den Jesuiten Pater Franz). Einer der hervorragendsten Züge Maria Theresias war, wie bekannt, Frömmigkeit, und ihr eifrigstes Streben ging also gleich vornherein dahin, die Gottesfurcht und Frömmigkeit auch zum Hauptzweck der geistigen Richtung ihres Sohnes zu machen, und glaubte dieses auch dadurch zu erreichen, daß

sie das Kind mit eiserner Strenge zu frommen Andachts-übungen anhielt.

Der Unterricht Josephs war pedantisch, und nicht geeignet, den lebhaften Knaben zu fesseln, obgleich Joseph bei andern Gelegenheiten eine fast unersättliche Wißbegierde an den Tag legte. Er wurde und blieb zerstreut, weil die Lehrer ihren Unterricht seiner Individualität nicht entsprechend machen konnten. Trug aber ein Lehrer seinen Gegenstand auf eine würdige und entsprechende Weise vor, da ging auch gleich Joseph's angeblich fortwährende Unaufmerksamkeit in hohe Begeisterung über. Allein die wenigsten verstanden dieses edle Feuer hervorzulocken. Darum versprach man sich wenig in seinen Kinderjahren von ihm, mehr von seinem nachgebornen Bruder Karl Joseph, der nach einigen Jahren starb. »Mein Joseph ist nicht folgsam,« pflegte Maria Theresia zu sagen. Aber auch die Lehrer fuhren fort, so zu lehren, daß Joseph nicht auf sie hörte, da er alle Gegenstände für unwichtig ansah, weil sie ihm in einen so wenig entsprechenden, so zweckwidrigen Gewande vorgetragen wurden. Es sollte z. B. der dreizehnjährige bewegliche Prinz aus 15 schwerfälligen Folianten die Geschichte seines Vaterlandes lernen. Mit Hormayr müssen wir sagen: »Josephs Erziehung stund mit den großen Ansprüchen seines erhabenen Berufes keineswegs im Einklange.« Man suchte nicht mit weiser Vorsicht den nur sich selbst gerne gehorchenden Knaben und Jüngling durch sanfte Beharrlichkeit an Ordnung und Mäßigung zu gewöhnen. Man setzte seiner Empfindlichkeit und seinem Eigenwillen wieder Empfindlichkeit, Eigenwillen und Laune entgegen, und so entstanden und vertieften sich nach und nach jene Züge in seinem Gemüthe, aus welchem später manche rasche Handlung und Aufwallung entsprang. Man suchte nicht auf eine geistvolle Weise — nur Bartenstein machte unter andern eine Ausnahme, der auf eine

freisinnige und entsprechende Weise dem Prinzen Geschichte vortrug — Joseph in allen Wissenschaften festzuhalten. Wenn wir sehen, mit welcher leidenschaftlichen Liebe Joseph Feldmesserei, Kriegsbaukunst, Musik (worin er schon, als Kind noch, Ungewöhnliches leistete und welche ihm auch seine stete und liebste Begleiterin durch das Leben blieb), Naturgeschichte u. s. w. lernte und pflog, wenn wir finden, daß er, neben einem guten Deutsch, auch Französisch, Italienisch, Lateinisch, Böhmisch, nnd Ungarisch fast fehlerfrei schrieb und sprach ꝛc., so ist dies ein evidenter Beweis, daß, wenn Joseph in anderen Gegenständen des Wissens zurückblieb, die Schuld nicht in ihm, dem aufgeweckten, schnell fassenden und denkenden Zöglinge, sondern lediglich nur in den Lehrern zu suchen war, die es nicht verstanden, in ihrer Methode beharrend, die an den Tag gelegte, fast unersättliche Wißbegierde des Prinzen zu befriedigen. Joseph fühlte die Versündigung, die an ihm geschehen war, denn er blieb seinen Lehrern bis in die späteren Jahre seines Lebens abgeneigt.

Die kalte Strenge drückte Joseph's jugendliches offenes, überaus lebhaftes, absprechendes, stolzes, aber gleichwohl gutwilliges, großmüthiges und edles Wesen auch in sich zurück, und wie leicht hätten diese herrlichen Anlagen, dieser herrliche Charakter für immer zu Grunde gehen können! Allein zum Glücke blieb ihm sein Herz, sein Charakter geborgen, die hatte er sich selbst geschaffen und bewahrt.

Daher als er Mann geworden war, stufenweise zum Theil durch herbe Erfahrungen gegangen, erschien er Pfister in folgender Gestalt: »Was seinen Talenten und Einsichten an regelmäßiger Ausbildung gebrach, das ersetzt sein schnellfassender Verstand, indem er sein ganzes Leben fortfuhr, durch Anschauung und Erfahrung und durch die tonangebenden Schriftsteller sich zu unterrichten. . . . Er besaß mehr Phantasie, mehr Gemüth, mehr all-

gemeine Menschenachtung, als Friedrich der Große. . . . Er war von Natur ungemein offen. . . . Von hohem Selbstgefühle geleitet, als Gebieter kurz und entschieden. . . . Im Bewußtsein, nur das Gute zu wollen, und so viel möglich Gutes, und je eher je lieber, war seine natürliche Hastigkeit oft zu hastig. . . .«

Nun auf einen Moment wieder zurück zu Joseph's Jugendzeit.

Wegen seiner Munterkeit, seiner Lebensfrische und Offenheit, die das Herz immer auf dem Munde trug, galt der Knabe Joseph für die freundlichste Erscheinung am Hofe. Als heranreifender Jüngling, zumal er sich einer strotzenden Gesundheit zu erfreuen hatte, wurde Joseph, wegen seiner überall sich kundgebenden Menschenfreundlichkeit, seines gesellschaftlichen Benehmens, seiner Aufgewecktheit, so wie wegen seines geistvollen Witzes, der sich selbst bisweilen in schalkhaften Jugendstreichen geäußert hat, für die schönste Zierde des Hofes gehalten. Die Augen aller Oesterreicher ruhten bald mit Wohlgefallen auf einem Prinzen, dessen ganzes äußeres Betragen, dessen ganze Haltung ebenfalls etwas Einnehmendes hatten. Ueberhaupt war Joseph's Jugendleben in gesellschaftlicher Beziehung voll des Lobes.

Als ein siebenzehnjähriger Jüngling erkrankte Joseph im Jahre 1757 an den Blattern, einer damals durchaus gefährlichen Krankheit. Er lag schwer darnieder, genas aber wieder zu Aller Freude. Kaum wieder gesundet, warf sich der Prinz mit Ernst und Eifer auf die Studien, namentlich der militairischen, politischen, historischen, 2c. Wissenschaften. Nun begann eigentlich die Zeit seines wahren Studiums, das ein Selbststudium war; er suchte seine klassisch gewordene Wißbegierde selbst zu stillen. Unter Anderm wurden damals Caesars Comentarien ein Lieblingsbuch Joseph's.

So sehr auch Joseph's ernste Studien ihn beschäftigen mochten, so waren dieselben dennoch nicht im Stande, seine rege Theilnahme an den wichtigen politischen Vorgängen der damaligen großen Zeit zu schwächen. Seine große Mutter richtete eben ihr Augenmerk darauf, das an Friedrich II. von Preußen abgetretene Schlesien wieder zurückzugewinnen, und schloß seine Verträge und Verbindungen ab, welche zu dem welthistorischen siebenjährigen Krieg führten. Nur war man anfangs in Wien nicht damit zufrieden, daß Maria Theresia durch ihren berühmten Minister, Fürsten von Kaunitz, eine Allianz auch mit Frankreich abschloß, mit jenem Frankreich, welches seit des gewaltigen Premier-Ministers, Richelieu, Zeiten und Systeme, so beharrlich auf Oesterreichs Sturz hingearbeitet hatte. Ließ sich auch der, gegen ein solches Bündniß grollende Kaiser Franz durch seine Gemahlin bedeuten, so ließ sich aber dagegen der junge Joseph nicht so leicht zum Schweigen bringen. Durch seinen Erzieher Bathiany geleitet, fragte er seine Mutter wiederholt: »ob sie sich denn mit Sicherheit Frankreich vertrauen möge, das sie oft betrogen habe?« Er erhielt einen Verweis, und Maria Theresia blieb mit Frankreich gegen Preußens Friedrich verbündet.

Und als das Schwert zum siebenjährigen Kriege erhoben und geführt wurde, da wollte in demselben Joseph ritterlich seine ersten Sporen verdienen und seinen ersten, ernsten Waffengang machen. Seine Liebe zum Kriegerstande, die schon frühe in ihm sich kundgegeben hatte, war jetzt zur Leidenschaft geworden, welche Befriedigung suchte. Auch hätte er gerne um den Siegespreis mit dem Manne gerungen, den er schon als Knabe zu bewundern angefangen hatte. Es wurde der Kaiserin Maria Theresia der Vorschlag gemacht, Joseph zur Armee des modernen Fabius, Feldmarschall Daun, zu senden, und wurde auch bereits an der Feld-Equipage des Prinzen

gearbeitet. Maria Theresia schwankte lange Zeit hin und her, ob sie ihren Sohn zum Heere abgehen lassen solle, oder nicht; endlich entschied sie kategorisch: »Joseph werde nicht abgehen, und zwar aus dem Grunde, weil sie gefürchtet habe, ihr Sohn würde unter den Waffen das rauhe Kriegshandwerk allzusehr liebgewinnen, und dadurch den friedlicheren Beschäftigungen, die seiner, als dereinstigen Nachfolger auf dem Throne, warteten, entfremdet werden.« Des Prinzen sehnlichster Wunsch ging nicht in Erfüllung. Auch nur mit dem äußersten Mißmuthe gehorchte Joseph dem kaltstrengen Befehle seiner Mutter. So wurde der feurige, thatenlustige Jüngling, dem von frühe an die gewöhnliche Ruhe verhaßt gewesen war, wieder zur tödtenden Ruhe verdammt, wo Alles ringsum in der lebhaftesten, großartigsten Bewegung war. Diese gewaltsame Ruhe machte natürlich auf Joseph's Gemüth und Richtung keinen günstigen Eindruck, zumal, da sein aufgeweckter, freier, jugendlicher Geist zu gleicher Zeit unter der Last eines einförmigen, steifen Hof-Ceremoniels, einer auch an den österreichischen Hof hinübergepflanzten spanischen Grandezza und lähmenden Etiquette zu erliegen drohte. Bei all' ihrer moralischen Größe konnte sich Maria Theresia nicht von dem althergebrachten Formenwesen losmachen, und Joseph mußte darin, so lange seine Mutter lebte, ausharren. Nachdem aber Maria Theresia von dem Schauplatze ihrer Thaten und ihres Ruhmes abgetreten war, warf Joseph auch diese längst lästigen Fesseln ohne Säumen weg, ja, er durchbrach dieselben hier und da sogar gewaltsam, weil er sie zu lange, oft zu unzeitig hatte tragen müssen. —

Für den Lorbeer, den sich Joseph mit soldatisch kühner Hand hatte pflücken wollen, sollte ihm nun die anmuthige Myrthe entschädigen. Maria Theresia vermählte ihren Sohn Joseph. Wenn auch bei der Wahl der Gattin Josephs politische Rücksichten keine unbedeutende

Rolle gespielt hatten, weil Maria Theresia eine Familien-Verbindung zwischen ihrem Hause und dem der Bourbons zu Stande bringen wollte, so fand diese Wahl doch auch ihren letzten Grund in der gegenseitigen Zuneigung, welche die beiden zu Vermählenden für einander fühlten. Maria Theresia ließ durch den Fürsten Wenzel Lichtenstein für den Erzherzog Joseph um die Hand der Prinzessin Isabella, Marie Louise von Parma, ältesten Tochter des Herzogs von Parma, Don Philipp, Infanten von Spanien, werben. Die feierliche Zusage geschah. Am 1. October 1760 hielt die hohe Braut in fürstlicher Pracht ihren Einzug in Wien, und am 6. October wurde sie mit dem Erzherzog Joseph getraut. Ganz Oesterreich nahm Antheil an diesem wichtigen Ereignisse, diesem Festtage eines vielgeliebten Regentenhauses, eines geliebten Prinzen. Die junge Gemahlin Joseph's war eine geist- und gemüthvolle Dame, voll weiblicher Tugenden, umfassender Kenntnisse, bezaubernder Anmuth und körperlicher Schönheit. In ihrem Besitze fühlte sich Joseph glücklich. Die beiden verbundenen Seelen lebten in sich hinein, und Joseph fühlte sich oft arm, daß er nur ein Herz seiner angebeteten Gemahlin zu geben vermochte. Während er schon von frühester Jugend an — einer der hervorragendsten Charakterzüge von ihm — eine, wie seine erhabene Mutter meinte, an Störrigkeit gränzende Selbstständigkeit des Willens und eine gewisse Schroffheit an den Tag gelegt hatte, an welcher jeder fremde Einfluß fast spurlos vorüberging, war Isabella vielleicht die einzige Person, die auf ihn einen entschiedenen Einfluß ausübte. Ihrem liebenden Geiste beugte er sich. Aber dieses Glückes konnte sich Joseph nur sehr kurze Zeit freuen. Nachdem seine geliebte Isabella ihm am 26. März 1763 eine Tochter geboren hatte, erkrankte sie an den Blattern; keine ärztliche Hülfe schlug an, und sie starb am 27. November 1763. Bei dem ersten Zeichen der

Krankheit hatte sich der liebende Gatte in ihr Zimmer eingeschlossen, und wich nicht wieder von ihrer Seite, bis die kalte Hand des Todes ihr Auge geschlossen hatte. Die Trauer um die verlorene Gattin, war bei Joseph eine wahre, eine tiefempfundene, eine ewige. Das Andenken an sie erstarb nie in ihm. Er selbst starb mit demselben. Auch das einzige Pfand der Liebe, das Isabella ihm gebracht, die geliebte Tochter, folgte schon nach 7 kurzen Jahren der Mutter in das Grab (den 23. Jan. 1770), neuer Schmerz für den Vater! Wenn, wie nicht zu verkennen ist, in Joseph's weiterem Leben bei all' seinem redlichen Streben für Menschenwohl und Menschenglück sich demnach dann und wann ein Anstrich von düsterer Weltverachtung kundgiebt, so mag der Grund davon, wie C. Ramshorn geistreich meint, gewiß nur in dem bittern Schmerze zu suchen sein, der seit dem Verluste seiner angebeteten Isabella und seines geliebten Kindes sein Innerstes durchdrang.

Gegen einen Schmerz, wie der war, in welchen Joseph durch den frühzeitigen Tod seiner Gattin versetzt wurde, gab es nur ein Mittel, und dies war dasselbe, dessen wohlthätige Wirkungen Joseph schon aus früher Erfahrung kannte — ein eifriges wissenschaftliches Studium; auch nahmen die politischen Ereignisse natürlich den Geist des Prinzen reichlich in Anspruch. Der siebenjährige Krieg tobte endlich aus, und der Hubertsburger Friede am 15. Februar 1763 versöhnte die streitenden Mächte. Freilich blieb Schlesien für Oesterreich verloren. Allein Friedrich II. versprach dem Erzherzoge Joseph seine Zustimmung zur römischen Königswürde, und die Anerkennung der Nachfolge eines österreichischen Prinzen im Herzogthume Modena.

Kaiser Franz I. hatte auch nichts Schnelleres zu thun, als, der preußischen Zustimmung gewiß, seinen dritten Sohn Ferdinand mit der modenesischen Erbtochter, Marie

Ricarde Beatrix, zu vermählen, und somit eine neue österreichische Linie in Italien zu begründen; das Großherzogthum Toscana zu Gunsten seines zweiten Sohnes Leopold zu einer Secundogenitur zu erklären, welche nie mit der österreichischen Monarchie unter Einem Regenten vereinigt werden sollte; und seinen Sohn Joseph zum römischen König oder zu seinem Nachfolger im deutschen Reiche demselben zu proponiren. Nachdem die Frage, ob eine römische Königswahl dermalen vorzunehmen sei, bejaht war, war auch die Wahl-Capitulation bald fertig. Diese wurde nur zu Gunsten des aristokratischen Elements benutzt. Joseph's Wahl geschah den 27. März 1764 einstimmig. Der kaiserliche Commissair, Fürst von Lichtenstein, machte die väterliche Einwilligung bekannt. Nachdem der kurböhmische Wahlbotschafter mit Vollmacht von Joseph die Wahl am 29. März angenommen und den gewöhnlichen Eid in des Erwählten Seele abgelegt, hielt Joseph II. seinen Einzug in Frankfurt, wiederholte die Eidesleistung in Person und wurde am 3. April mit den herkömmlichen Feierlichkeiten, denen auch sein erlauchter Vater, Kaiser Franz I. beiwohnte, gekrönt. Will man Göthe glauben, so beschäftigte sich der neue König der Deutschen damals in seinem Geiste mit andern Dingen, als mit den bloßen Krönungsformalitäten; denn er konnte sich dabei, umschleppt von ungeheuren Gewandstücken und den Kleinodien des großen Karls, selbst des Lächelns nicht enthalten. —

Uebrigens ließ sich Joseph vor der Wahl die Capitulation durch einen gelehrten österreichischen Staatsdiener erklären, und dieser Beamte nahm auch Gelegenheit, wie Chr. W. von Dohm berichtet, zu zeigen, daß die in derselben aufgelegten Pflichten kein Hinderniß wären, Alles zu thun, was das Beste des österreichischen Hauses und Staates erfordere.

Nach der Krönung Joseph's erfolgte seine zweite Vermählung. Sie war abermals das Werk Maria Theresia's, und bei der Wahl der Braut spielte die Politik wieder ihre Rolle. Am 20. Januar 1765 vermählte sich Joseph II. mit der bayrischen Prinzessin Maria Josepha, Tochter des Kaisers Karls VII., zu Schönbrun. Maria Josepha erwarb wohl Joseph's Achtung, aber nie seine Liebe; die hatte nur eine gehabt. Auch diese Ehe war nicht von langer Dauer. Maria Josepha starb bereits am 28. Mai 1767, ebenfalls an den Blattern, ohne Joseph Vaterfreuden gebracht zu haben. Joseph verheirathete sich nicht mehr. Ramshorn weiß nicht, ob aus Besorgniß, die in dieser Beziehung bereits gemachten Erfahrungen sich wiederholen, oder durch eine abermalige Vermählung sich in der Ausübung seines hohen Berufes als Regent, wenigstens theilweise gestört zu sehen. So gerne übrigens sich Joseph in einem Kreise edler und gebildeter Frauen befand, so blieb er doch für den frühern Verlust zweier Gattinnen bis an sein Ende unentschädigt. Die unpartheiische Geschichte muß ihn in seiner Stellung zur Frauenwelt rein und fleckenlos bezeichnen, so wie erhaben über alle Gemeinheit, sie mag sich auf Thronen oder in der Sentina der menschlichen Gesellschaft vorfinden.

II.

Während der Vermählungsfeier des Großherzogs Leopold von Toscana, Bruder Joseph's II., mit der Infantin Marie Louise, zu Insbruck, starb Kaiser Franz I. am Schlage, nur 57 Jahre alt, anerkannt als Menschenfreund, als Wohlthäter der Armen, als Freund der Künste und Wissenschaften, wovon er selbst einige Fächer, wie seine meisten Vorfahren, mit Vorliebe pflegte, dann besonders als Beförderer des Handels und der Manu-

facturen. Maria Theresia beklagte tief den Verlust des Jugendgenossen, des gleichgestimten Freundes, des Lebensgefährten, der ihre Sorgen getheilt und 42 Jahre lang die Freude ihres Herzens gewesen. Sie bereitete mit eigenen Händen sein Grabgewand und legte ihr ganzes übriges Leben die Trauer nicht mehr ab. Auch auf Joseph machte des Vaters Hintritt einen tiefen Eindruck, und bei dieser Gelegenheit gab sich wieder ein edler, ja wahrhaft frommer Sinn in Joseph kund. Die Schreiben, die er, nach des Vaters Tode, an seine Schwestern und an seinen Erzieher Bathiany erließ, und die vielfach schon abgedruckt worden sind, geben vom Gesagten den besten Beweis.

Nach dem Tode Franz I. erkor Maria Theresia ihren Sohn Joseph zum Mitregenten in den Erbstaaten, und überließ ihm das ganze Militairwesen. In allen übrigen Zweigen aber behielt sie, wie zu Lebzeiten ihres Gemahls, die Alleinherrschaft. Während Joseph in Oesterreich nur Mitregent hieß, war er aber in Deutschland, durch den Tod seines Vaters, wirkliches Reichsoberhaupt geworden.

Vier und zwanzig Jahre war Joseph alt, als er zu der Regentschaft berufen wurde. Er war zum Herrscher geboren. Schon was seine äußere Erscheinung anlangte, gehörte er zu jenen Auserwählten, deren Aeußeres den Adel und die Größe ihres inneren Werthes erkennen läßt. Seine milde, unbeschreiblich angenehme, einnehmende und doch majestätische Miene, sein offenes, freundliches und doch auch ernstes Gesicht mit der schön gewölbten Stirne und den sternhellen klaren blauen Augen (deren Farbe diente selbst der Mode zum Muster; indem man damals ein Blau in Wien wie auch anderwärts nicht anders als unter der Benennung »Kaiser-Augenblau« kannte), die Ruhe, die über sein ganzes Gesicht gelagert war, dies Alles gab seiner Persönlichkeit, nach

der Versicherung der Zeitgenossen, einen so hohen Reiz, daß das Herz eines Jeden, der ihn sah, sich unwillkührlich zu ihm hingezogen fühlte. Weniger imponirend war seine Statur, obschon sein ganzer Körperbau sich durch die regelmäßige Gliederung auszeichnete. Erst in seinen späteren Jahren verloren seine angenehmen Gesichtszüge durch die rothbraune Gesichtsfarbe und durch die etwas herabhängenden Backen, obschon das überaus Milde, das von jeher in seiner Miene lag, ihm bis an den Tod blieb.

Joseph II. charakterisirte sich gleich durch seine erste That als Oesterreichs Mitregent als einen edlen und großen Fürsten. Zwei und zwanzig Millionen Staatspapiere oder sogenannte Coupons, (Papiere, die nach dem siebenjährigen Kriege gemacht worden worden) die er aus der Erbschaft seines Vaters erhalten hatte, ließ er verbrennen und schenkte dadurch seinem Staate dieses namhafte Capital sammt den Interessen. Ein Jubel über diesen Act der Großmuth durchdrang die ganze Monarchie, und hatte schon vordem der Name «Joseph« in den Herzen des Volkes die schönsten Hoffnungen rege gemacht, so brachte diese schöne und hohe That sie schon gleichsam in Erfüllung. — Von frühester Jugend an die größte Einfachheit und Mäßigkeit gewöhnt, und die erschöpften Kräfte des österreichischen Staates in Anschlag bringend, führte er auch, da hierin seine Mutter seinen Grundsätzen beipflichtete, Einfachheit und Mäßigung an den kaiserlichen Hof zurück. Der unmäßige Aufwand, die Unterschleife, Prellereien u. s. w. hörten auf; die unnöthigen Hofstäbe, Stellen u. s. w. wurden reducirt; die große Kleiderpracht eingeschränkt; die spanische steife Hofetiquette trat mehr in den Hintergrund, das deutsche Element hingegen trat sichtbar und immer sichtbarer in den Vordergrund. Aber Joseph ging als Beispiel Allen in der eigenen schlichten und einfachen Weise des Lebens voraus. Das Pindarische Wort: »Wasser ist das Beste«

war auch sein Wahlspruch, ein hartes Lager diente ihm des Nachts zur Ruhestätte, der erste Morgenstrahl der Sonne fand ihn nicht mehr im Bette, sondern schon bei seinem Tagewerk, und um auch in Betreff der Kleidung den Seinen ein gutes Beispiel zu geben, war dieselbe immer schlicht, meist eine einfache Uniform. Und schon hätte Joseph noch Mehreres im Reiche seiner Mutter reformirt. Allein seine Mutter, befangen in mancherlei angeerbtem Vorurtheil, und durch Herzensgüte mannigfacher Täuschung preisgegeben, auch nicht mehr geeignet zu durchgreifender Umgestaltung, wollte ihre Völker in dem ihr liebgewordenen alten Systeme fortbeherrschen, und Joseph mußte sich gedulden. Zwar gab Joseph den Impuls dazu und gelang es ihm, daß eine neue Polizeiordnung eingeführt, mildere Verordnungen über die der Zauberei Beschuldigten gegeben, die Hazardspiele auf das Strengste verboten, die Heirathen erleichtert, damit die namentlich durch die letzten Kriege sehr zusammengeschmolzene Bevölkerung sich wieder erstarke, den Armen kräftige Unterstützuüg zuerkannt, mehrere lästige Auflagen aufgehöben, alle Schleichwege zu Aemtern und Ehrenstellen auf das Strengste verboten, wurden u.· s. w; auch brachte er es dahin, als er durch Selbstbesichtigung in Temesvarer Banate nur Willkühr, Härte, Grausamkeit der Behörden, Armuth, Elend, Jammer der Untergebenen fand, daß daselbst die ganze Administrationsbehörde abgesetzt, der Frohndienst vermindert, die Leibeigenschaft beschränkt, jedem Bauer unentgeldlich Eigenthum ertheilt, und überhaupt solche Maßregeln ergriffen wurden, die dem Lande eine erfreuliche Zukunft in Aussicht stellten; — allein weiter ließ Maria Theresia sich in ihre Regierung nicht einreden, indem sie selbst die ihr noch vom Himmel verliehene Zeit zur Erhebung ihrer Staaten wie ihres Hauses nach eigenem Sinne anwenden wollte. Nur in der Verwaltung des Kriegsstaates ließ sie ihren

Sohn Joseph schalten, nach eigenem Ermessen und unbeschränkt. Deshalb verschloß Joseph seine Entwürfe für die Reform der übrigen Verwaltungszweige noch in sein Inneres, bis er die Selbstherrschaft anträte, und suchte nun gleich weise und eifrig den Kriegsstaat zu regeln. Und derselbe wurde auch, gestärkt am Geist wie an materiellem Bestand, wunderwürdig emporgebracht. Joseph benutzte, indem er neues Leben in die Maschine des Soldatenstandes hinein goß, dabei den Rath des Feldmarschalls Grafen Joseph Franz Moritz von Lascy. Die Truppen wurden fleißiger geübt, manöverirfähiger, agiler gemacht, u. s. w. und in großen Lagern zum Kriegsdienste zweckmäßig eingeübt. Joseph war bei jeder Gelegenheit Soldat selbst im eigentlichen Sinne des Wortes, thätig von frühe bis spät, bereit, alle Strapazen und Gefahren des Gemeinen zu theilen, gegen den Offizier wie gegen den Soldaten gleich herablassend und leutseelig, und immer der gerechte Anerkenner jedes Verdienstes. Daher blieb auch der Kriegerstand vollkommen zugethan, treu und ergeben dem Kaiser Joseph bis an das Ende seiner Tage.

Da Joseph, so lange seine Mutter lebte, eigentlich noch keine erbländische Regierung ausüben konnte, so konnte er sich ungetheilt den Reichsgeschäften als Kaiser widmen. Unter den großen Entwürfen, welche in der Seele des jungen Herrschers dämmerten, steht die Erhebung des Kaiserthums voran.

Die wenigen Reservatrechte des Kaisers, Standeserhöhung, Privilegienverleihung, u. s. w. waren ganz unbedeutend geworden; alle anderen wichtigeren Rechte in Betreff der Gesetzgebung und Polizei, Krieg und Frieden, theilte der Kaiser mit den Reichsständen und konnte nur in den letzten Beziehungen, wenn die andern Mächte mit ihm einverstanden waren, sich Ausnahmen erlauben. Alle Angelegenheiten unterlagen den Berathungen des beständigen Reichstages, der mit einer Langsamkeit

und Härmlichkeit zu Werke ging, welche auch den Geduldigsten ermüden mußten. Jede Wahlcapitulation gab der Kaiserwelt neue Beschränkungen. Damit der Kaiser kein Unrecht begehe, wurde ihm überhaupt das Vermögen genommen, irgend etwas zu thun. Das unmittelbare Reichsgebiet, dessen eigentlicher Grundherr der Kaiser war, hatte sich größtentheils unter der Landeshoheit der Fürsten verloren. Die Reste der kaiserlichen Einkünfte aus den Reichsstädten, aus Urbarien, Judenzoll, u. s. w. wurden nicht mehr höher berechnet als zu 13,000 fl.

Nach der römischen Königswahl schrieb Joseph dem Reichserzkanzler, Freiherrn Emmerich Joseph von Breidtbach-Buresheim, Churfürsten von Mainz: »Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu versichern, daß ich die Königswürde, wozu Sie mich durch eine freie und gesetzmäßige Wahl berufen, mit der vollkommensten Beobachtung der Reichsgesetze und der mir dadurch auferlegten Verbindlichkeiten verwalten werde; daß ich genau an die mir vorgeschriebene Wahl-Capitulation halten und die Rechte und Freiheiten der ganzen Nation, so wie die Vorzüge einzelner Reichsmitstände insbesondere vertheidigen und beschützen will. Mein einziger Wunsch ist, daß meine Fähigkeiten den Umständen und der übertragenen Würde angemessen genug seien. Auf die Aufrichtigkeit meines Charakters, auf die Redlichkeit meiner Absichten und auf meine Entschlossenheit zur Behauptung unserer National-Freiheit können Sie sich vollkommen verlassen.« Das war die Ablage seines politischen Glaubensbekenntnisses dem Reiche gegenüber. Dann machte er sich zu seiner ersten Aufgabe, die Verbesserung des Justizwesens und besonders die Beruhigung der Kirchen, um so mehr, als eben im Reiche diese Angelegenheiten in mehrfacher Bewegung waren. Unaufgefordert fing er von oben an, beim Reichshofrathe, ausgehend von seiner eigenen Beobachtung längst bestehender

Gebrechen. In einem kaiserlichen Dekrete vom 5. April 1766 verordnete er, daß die wöchentlichen Sitzungen von drei auf vier erhöht werden, keine Streitsache länger als zwei Jahre unentschieden bleiben, alle Weitläufigkeiten in Schriften ꝛc. weggelassen, die Protocolle aber genau geführt und die strenge Unpartheilichkeit beobachtet werden sollten. In der letzten Beziehung folgte noch ein Handbillet des Kaisers an den Präsidenten, Graf Harrach, vom 21. October 1767, welches bei den schwersten Strafen, selbst des Amtsverlustes, jede Annahme von Geschenken oder ähnlichen sogenannten Erkenntlichkeiten verbot, welche nach sicheren Erfahrungen bisher angeboten, ja wohl sogar gefordert worden. Es wird den Reichshofräthen zur Pflicht gemacht, Alles was sie bisher theils als erlaubte Taxen, theils als Geschenknisse ꝛc. unter irgend einem Namen empfangen, aufs Genaueste anzugeben unter strenger Bedrohung jedes Verhehls. Diese Verordnung mußte öffentlich in der Sitzung vom Präsidenten vorgelesen, sodann jedem Reichshofrath in die Feder dictirt werden. Schon vorher, am 21. April 1766, wurden die Agenten und Procuratoren im Falle der Annahme von Geschenken mit Entsetzung vom Amt und Ehre bedroht.

So durchgreifend konnte Joseph II. allerdings bei dem Reichshofrathe verfahren, der von ihm allein abhing. Anders fand er es schon bei dem Reichskammergericht, das vom Kaiser und Reich gemeinschaftlich besetzt und unterhalten wurde, also auch nur durch gemeinschaftliche Verfügungen verbessert werden konnte, wiewohl ihm hierin schon Vorbereitungen und Aufforderungen entgegen kamen. Außer der hierher gehörigen allgemeinen Bestimmung in Joseph's II. Wahl-Capitulation hatten die Kurfürsten an den damals noch lebenden Kaiser Franz I. ein Collegial-Schreiben erlassen, daß er die Kammergerichts-Visitation ernstlich befördern möchte. Als Joseph zur

Regierung gekommen war, ging endlich der Reichstag, durch diesen Kaiser befeuert, mit lange nicht gesehenem Eifer und eben so großer Einmüthigkeit zu Werke, und es wurde beschlossen, sogleich durch eine außerordentliche Visitation sowohl die zahllose Menge der unentschiedenen Rechtssachen entscheiden, als auch die bei dem Kammergerichte selbst eingeschlichenen Gebrechen abstellen und eine neue Gerichtsordnung nach dem längst vorliegenden Entwurf verfertigen zu lassen, worauf die ordentlichen jährlichen Visitationen wieder in Gang zu bringen wären. Die jetzt eintretende Visitation sollte neben einer kaiserlichen Commission aus Bevollmächtigten von 24 Reichsständen bestehen. Als kaiserliche Commissarien kamen der Fürst Carl Egon von Fürstenberg und der geheime Rath von Spangenberg nach Wetzlar. Ueber die zu ertheilende Instruction erhob sich eine Differenz zwischen dem Kaiser und dem Reiche. Joseph hielt eine vom Reichstage auszustellende Vollmacht für überflüssig, weil früher Visitationen stattgefunden, ehe ein beständiger Reichstag gewesen sei; er wollte schon diese erste Visitation als eine ordentliche angesehen wissen, oder als ein durch die Reichsgesetze angeordnetes Gericht, das nicht mehr vom Reichstage abhänge, sondern Kaiser und Reich eben so gut vorstelle, wie der Reichstag. Wiewohl nun die Reichsstände leicht abnahmen, auf was es von Seiten des kaiserlichen Hofs eigentlich abgesehen sei, so wollten sie sich doch durch diese Differenz nicht abhalten lassen, und schritten also mit der bisherigen Bereitwilligkeit zur Vornahme des verwickelten Geschäftes. Man entdeckte viele Mißbräuche; namentlich daß ein Frankfurter Jude eine eigene Speculationshandlung mit der Sollicitatur in Kammergerichtsprozessen getrieben, daß drei Assessoren sich hatten bestechen lassen, u. s. w. Allein schon über die Vertheilung der Geschäfte, dann über die Deutung der gegebenen Normen, über die Frage: ob die Collegialstimmen der westphälischen und fränkischen Grafen zu dem katholischen oder

protestantischen Theile zu zählen seien?, über die Bestätigung der Beschlüsse verflossen eine Reihe von Jahren, in denen eine eigentliche Visitation nicht ausgeführt wurde. Doch wurden einige Mißbräuche wenigstens abbestellt, und schon das war dankenswerth. Später wurden die von Joseph wenigstens in redlicher Meinung begonnenen Visitationen des Reichskammergerichts wieder abgebrochen.

Bald nach Joseph's Regierungsantritt legten ihm die protestantischen Stände des Reiches den Zustand der Religionsbeschwerden in einem genauen Abriß vor. Als Hauptgrund derselben ist angegeben, daß die katholischen Fürsten ihre Reformationsrechte weit über die reichsgesetzlichen Befugnisse ausdehnten. Als Mittel zur Abhülfe werden außer den gesetzlichen Verordnungen, Localcommissionen empfohlen, welche die allgemeine Richtschnur des Normaljahres 1624 einzuführen hätten. Auf Letzteres ging zwar der Kaiser nicht ein; die Katholiken sprachen von mehreren Normaljahren seit dem Frieden von Ryswick und dem von Baden, doch gab er am 8. Januar 1769 die Versicherung, den in Religionssachen sich beschwerenden Partheien, sobald solche die Sache gehörig anbringen und fortsetzen würden, mit Beseitigung aller weitläufigen Processe, vorzüglich vor allen anderen mit executiven Verfahren, Rechshülfe angedeihen zu lassen. In dieser Angelegenheit stellte sich Joseph, wie einst Maximilian, über die Partheien. Die Beschwerden der Protestanten verstummten auch allmälig, oder sie blieben auch, bis sie durch Veränderung der neuesten Zeit von selbst erledigt wurden. Auf Seiten der Katholiken wurden gar keine Gegenbeschwerden mehr gefunden, ein Beweis, daß sie im Vortheil standen.

Uebrigens müssen wir bemerken, daß bei diesen Reichsgeschäften, wo man oft, ja meistens nur um leere Formen stritt, nicht aber auf den Gegenstand, um den es sich handelte, selbst einging, Joseph's redlichem Willen

Hemmnisse entgegentraten, die diesen Fürsten betrüben, ja befürchten lassen mußten, nie zu einem gewünschten Resultat zu kommen. Oft erntete selbst die gewissenhafteste Unpartheilichkeit als Lohn nur schnöden Undank. Joseph sagte auch einmal: »Wenn ich einem Kapuziner-Kloster Recht gebe, weil ich glaube, daß es Recht hat, so sagen die Protestanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde ich einmal die Klage der Protestanten gegründet, so schreien alle Priester und Mönche, daß das Reichs-Oberhaupt die Religion verlasse.» — Daß unter solchen Umständen auch der redlichste Eifer für die Verbesserung der allgemeindeutschen Verhältnisse bald erkalten mußte, wen könnte solches Wunder nehmen? Ein thätiger Regent, bemerkt Dohm treffend, kann unmöglich eine Verfassung lieben, die ihm Fesseln anlegt; je mehr er sich bewußt ist, Gutes zu wollen, — und bei Joseph war dieses unstreitig der Fall —, um so mehr müssen ihm die Hindernisse zuwider sein. —

Damals thaten katholische Bischöfe den einen ernstlichen Schritt, eine Art selbstständiger deutschkatholischer Kirche zu begründen. Schon hatte der Erzbischof zu Mainz die Klage geführt, daß zu Rom gegen die von der deutschen Nation acceptirten Beschlüsse der Baseler Kirchenversammlung und die darauf sich beziehende Concordate verfahren werde; schon hatten die Reichs-Churfürsten ein Collegialschreiben an den Kaiser erlassen, daß es hohe Noth sei, die noch immer mehr sich ausbreitenden Eingriffe gegen die Freiheit der deutschen Kirche abzuschaffen und ferner nicht zu dulden, so wie ungebührlich nach Rom gezogenen Apellationen und Evocationen und die daselbst eingeführten ungewöhnlichen Gerichtsstellen, u. s. w.; als der Weih-Bischof Joh. Nicolans von Hontheim zu Trier, unter dem Namen Justinus Febronius, das bekannte Werk »über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Pabstes« herausgab und verbreitete, welches

den bisherigen Primat des Pabstes, als eine Hauptursache so vieler Mißbräuche und Hinderniß der Vereinigung der Religionspartheien, in sehr enge Grenzen zurückwies, indem es vorstellte, daß die Kirche als solche ihre vollsten Rechte habe, nicht etwa eine Monarchie und für den Pabst da sei, sondern umgekehrt nur zur Erhaltung ihrer Einheit einer Oberaufsicht bedürfe, jedoch ohne Beeinträchtigung der Rechte der übrigen Kirchenbeamten, der Landesregenten, insbesondere des Käisers und der allgemeinen Concilien; daß demnach die Kirche den Primat mit eben dem Rechte ändern könne, wie sie ihn gesetzt, da der Pabst allerdings der ganzen Kirche unterworfen sei; daß Jener die selbst vom römischen Hofe nicht mehr in Schutz genommenen falschen Decretalen Isidors beseitiget, die Freiheit der Kirche, nicht bloß der gallicanischen, hergestellt und dieselbe wieder so regiert und verwaltet werden solle, wie in den 7 Jahrhunderten, und wie es sich in der Uebereinstimmung aller katholischen Schulen neuerer Zeit ergebe. Natürlich machte dieses Buch großes Aufsehen. Natürlich verbot der Pabst dasselbe, und verlangte die Unterdrückung desselben namentlich in Deutschland. Aber an den meisten Höfen fand er kein Gehör. Vielmehr fingen sie an und fuhren fort von dem, in diesem Werke aufgestellten Grundsatze Gebrauch zu machen. Maria Theresia selbst hatte das Buch dreimal verschiedenen Censoren übergeben, jedesmal war das Urtheil gefallen, die Schrift sei weder in Anschauung der Glaubenslehre noch der Sitten nachtheilig. Maria Theresia ließ nun durch ihre Kirchenrechtslehrer Rautenstrauch und Eybel die landesherrlichen Rechte ausführen, und ihr Minister Kannitz wußte sie bei allen Verbesserungen im Kirchen- und Schul-Wesen zu behaupten.

Was that Kaiser Joseph in der Sache? — Sechs Jahre nach der Erscheinung des Febronius, übergaben

ihm die drei geistlichen Churfürsten nach einer zu Coblenz gehaltenen Conferenz, an welcher auch Hantheim Theil genommen, 31 Artikel mit der Bitte: »die Herstellung der Freiheit der deutschen katholischen Kirche und die Abstellung der bisherigen Anmaßungen der römischen Curie nach ächten Grundsätzen zu bewirken.« Joseph aber gab ihnen die Erklärung: Kaiserliche Maiestät könnten sich zur Zeit in diese Beschwerden nicht mengen; sie ertheilten den Herren Erzbischöfen den Rath, daß sich ein Jeder mit den ihn betreffenden Beschwerden für sich unmittelbar an den Pabst wenden möchte.« Joseph II. hatte höhere Pläne, als damals den egoistischen Plänen einiger deutschen Prälaten, die sich wieder in dem Censur-Congresse verriethen, zu dienen.. Er war fast ebensoviel auf Reisen als im Reiche beschäftigt.

Diese Reisen unternahm er lediglich darum, um Alles, was der Beobachtung werth schien, mit eigenen Augen zu schauen, und namentlich sich über den Zustand seiner Staaten in einer Art zu unterrichten, die ihm irgend einen Mangel, irgend einen Fehler nicht so leicht unerkannt lasse. Ohne alles Gepränge, nur von Wenigen begleitet, auch oft zu Fuß, machte er seine Reisen, die er zu seiner Bildung und Aufklärung unternahm. Dabei ließ er sich durch irgend eine Unannehmlichkeit, Unbequemlichkeit, Beschwerde ꝛc. nie abhalten, sein Reiseziel bis zum Ende zu verfolgen, und nie kehrte er, etwa von den Strapazen der Reise übermannt, nach Hause zurück, ohne die Wahrheit, nach der er forschte, wirklich auch gefunden zu haben. Auf seinen Reisen war er immer rastlos, unermüdet, geistes- und körperstark. Er schlief selten anders, als auf einer über das Stroh gebreiteten Hirschhaut. Mit Recht sagte einst einer seiner Reisegefährten von ihm: »Seine Toilette ist die eines Soldaten, seine Garderobe die eines Unterlieutenants, seine Erholung Arbeit, sein

Leben beständige Bewegung.« Auf seinen Reisen trug Joseph den Namen »eines Grafen von Falkenstein.«

Seine bedeutendsten Reisen waren 1766 in den Erblanden, von Böhmen bis an das Banat; 1769 nach Italien und Schlesien; 1771 wieder nach Böhmen; 1773 nach Ungarn und Gallizien; 1777 nach Frankreich; 1780 nach Rußland.

Durch seine Reise im Jahre 1766 hatte er erzweckt, daß in Temeswar der Zustand des Volkes menschlicher und erfreulicher wurde, und daß er den Zustand des Reiches genauer kennen lernte. Seine Reise nach Italien unternahm er, um seine Lombardie kennen zu lernen, und Studien in Kunst und Wissenschaft zu machen. Als er diese Reise antrat, fragte ihm der Reichs-Vicecanzler, Fürst Coloredo, ob nicht die Reichs-Vicarien indessen ihre Amtsrechte geltend zu machen suchen würden? «Bis sie eins werden, erwiederte Joseph, bin ich wieder da! Joseph besuchte auf dieser Reise Florenz, Rom, Neapel, und suchte sich daselbst mit Allem bekannt zu machen, was sein Wissen bereichern konnte. Die kostbaren Alterthümer, die herrlichen Kunstschätze, das Zusammentreffen mit so vielen Fremden, die sich aus wissenschaftlichen Zwecken aufhielten, machten, wie begreiflich, einen starken Eindruck auf den jungen wißbegierigen Kaiser. In Neapel bestieg er auch den Vesuv. Ueberall wurde Joseph mit hoher Ehrfurcht aufgenommen, wiewohl er immer sein Incognito so viel wie möglich beizubehalten suchte. Von Neapel ging er über Florenz, Parma, Turin, sich immer belehrend und unterrichtend, nach Mailand, wo er sein Incognito aufgebend, als Fürst den Staat untersuchte. Er hörte jede Beschwerde an, und strafte sogleich die Schuldigen. Deswegen begleiteten ihm die Segenswünsche der Unterthanen, als er das schöne Italien wieder verließ, um nach Wien zurückzukehren.

Bei seinem Aufenthalte in Italien fiel gerade die neue Pabstwahl. Clemenz XIII. war gestorben, und der Cardinal Ganganelli wurde zu seinem Nachfolger, als Clemenz XIV., gewählt. Und dieser neue Pabst, den Joseph in Rom selbst hatte kennen lernen, hob den Jesuitenorden auf. Schon hatten die Staaten in Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma diesen Orden appellirt. Endlich erklärte sich auch Maria Theresia gegen diesen Orden, und verlangte dessen Aufhebung. Da entschloß sich der Pabst dazu, und unterzeichnete das bekannte Aufhebungsbreve „Dominus ac Redemtor noster“ am 21. Juli 1773. Joseph II., der ebenfalls mit der Aufhebung des Ordens zufrieden war, übergab dieses Breve dem Reichshofrathe zur Prüfung, und theilte dann dasselbe abschriftlich dem Reichstage lediglich mit. Dabei hatte es sein Bewenden. Uebrigens verfuhr man in Deutschland gegen die Jesuiten (22,589 Mitglieder in 24 Provinzen) wie vormals bei Aufhebung der Tempelherren, weit schonender, als in den südlichen Staaten. Die Schulanstalten der Jesuiten gingen in Oesterreich, wie in Polen, an die Piaristen über.

In denselben Zeiten, wo diese, die gedachten kirchlichen und staatsrechtlichen Reformen vorfielen, und wo auch wichtige politische Begebnisse, die wir bald kennen lernen werden, hervortraten, sank Deutschland in zeitliche Noth. Nach dem siebenjährigen Kriege hatte man sich kaum so vieler Friedensjahre erfreut, als die armen Einwohner von einer neuen Geißel, Hunger und Seuchen heimgesucht wurden, welche durch ihre Allgemeinheit und verheerende Folgen geschichtlich geworden. Das Uebel kam plötzlich durch Mißwachs, es stieg durch Mangel an Vorkehrungen und wurde vollendet durch Habsucht der Einzelnen und falsche Regierungsgegenmaßregeln. In einem so vielherrischen Staat, wie das Reich, konnte es kaum anders sein. Jedes Land, jedes Ländchen wollte nur

für sich sorgen und von der Zweckwidrigkeit der Sperre sich nicht überzeugen. Man sprach und schrieb viel, und handelte um so weniger. Die Reichsversammlung in Regensburg sorgte eigentlich nur für sich. So kam es, daß in vielen Gegenden die Noth außerordentlich wurde. Es wurde Baumrinde gemahlen, Gras gekocht und selbst ungesunde Nahrung nicht verschmäht, wenn sie nur sättigte. So folgten Seuchen, welche eine große Anzahl Menschen wegraffte. Viele suchten ihr Heil in der Auswanderung. Joseph bereisete die Erbstaaten, namentlich Böhmen, um Hülfe zu schaffen. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß an 20,000 böhmische Bauern nach Preußen auswanderten, wo Friedrich II. die Militairspeicher auf ein volles Jahr gefüllt und sie dem Volke geöffnet hatte. In Sachsen, den Rheinlanden, Pfalz, Würtemberg und Polen verließen ebenfalls Viele die Heimath. In Böhmen sollen 180,000 Menschen, in Sachsen, hauptsächlich im Erzgebirge, 100,000 Menschen durch die Hungersnoth umgekommen sein.

Die Hungersnoth ging vorüber, aber die Gebrechen, welche sie in der Verfassung von Deutschland aufgedeckt, blieben; bald kamen noch mehrere an den Tag.

III.

Während dieser zwei drückenden Jahre, in welchen sich übrigens Joseph's Menschenfreundlichkeit und edle Denkungsart sichtbar wieder darlegte, wurde dem Königreiche Polen ein noch weit traurigeres Schicksal bereitet. Die Stunde dieses Reiches war gekommen; nachdem es ganz in sich zerfallen war, fingen die drei benachbarten Mächte, Rußland, Preußen und Oesterreich an, sich darin zu theilen.

Die langen inneren Unruhen Polens hatten zur Ursache: zwistige Königwahl seit des glorreichen Retters von

Wien, Johannes Sobieski, Tode, Erblichkeitsversuche des regierenden Hauses und durch beides veranlaßte Einmischung der anderen Mächte; dann kirchliche Spaltung der Nation in fast gleiche Hälften, der Katholischen und Dissidenten. Hierzu kam, daß der Adel, der allein die Nation ausmachte, auf seiner mittelalterlichen Stufe stehen blieb, während die andern Staaten längst weiter fortgegangen waren. Zwischen den religiösen Factionen kam es zu Streitigkeiten und Aufregung; die endlich mehr politischer, als kirchlicher Art wurden. August's III. Tod führte zum vollen Ausbruch. Die gewaltige Katharina II., Kaiserin von Rußland, erzwang den Stanislaus Augustus Poniazowsky zum neuen König von Polen. Dieser sollte bloß die Staatsabsichten seiner mächtigen Nachbarin ausführen. Katharina mischte sich daher gleich in die Angelegenheiten und namentlich in den Kampf der politischen Partheien, und beschützte die Dissidenten, zu welchen alle evangelische Socinianer und andere Nichtkatholiken gehörten, und welche die Zeloten wie Schutzjuden behandelt wissen wollten. Auf dem Reichstage 1766 verlangte Rußland in Verbindung mit England, Dänemark und Preußen, die Wiederherstellung der bürgerlichen Gleichheit zwischen den Dissidenten und Katholiken, aber ohne sie bewirken zu können, bis sie durch den Fürsten von Repnin und eine russische Macht 1768 militairisch ausgeführt wurde, nachdem sich der protestantische Adel und die protestantischen Städte 1767 unter russischen Schutz begeben hatten. Es erfolgte die Conföderation von Bar durch Lubomirsky, Krasinsky und Sulawsky, durch welche die den Dissidenten eben ertheilte Gleichheit der Rechte wieder vernichtet und die sogenannte alte polnische Freiheit wieder hergestellt werden sollte. In das Zerwürfniß der Polen mischten sich endlich die auswärtigen Mächte, je nachdem sie günstig oder ungünstig für Rußland gestimmt waren. Frankreich, durch den siebenjährigen Krieg und schlechten Haus-

halt erschöpft, wußte nichts Anderes zu Gunsten der Erhaltung des alten polnischen Reiches zu thun, als daß es 1768 die Türken zum Kriege gegen Rußland aufreizte. Friedrich II. von Preußen sah sich dadurch in den unangenehmen Fall gesetzt, die vertragmäßige Geldhülfe an Rußland zu leisten. Diese lästige Bedingung ließ eine andere Auskunft wünschen.

Bereits im Jahre 1770 hatten Preußen und Oesterreich wegen der aus der Türkei nach Polen gekommenen Pest, einen Grenzcordon gegen Polen gezogen, und als nun die Insurgenten unter den schrecklichsten innern Verheerungen, wodurch mit Hereinziehung der Haidamacken und türkischen Horden 60 Meilen Landes gänzlich verödet und zugleich von der Pest in wenigen Wochen 250,000 Menschen weggerafft worden, auch die ungarischen und preußischen Grenzen beunruhigten, kamen die drei Mächte, Rußland, Preußen und Oesterreich, überein: »zur Verhütung ferneren Blutvergießens und zur Herstellung des Friedens in Polen gewisse unbezweifelbare Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen.« Man fragt noch jetzt, welcher von den drei Höfen den Gedanken zuerst gehabt. Das ist einerlei. Uebrigens wird man die Priorität Rußlands Herrscherin zuerkennen müssen. Schlug sie ja auch die Zweifel Friedrich's des Großen über die Rechtfertigung der Sache vor Europa mit einem Worte nieder: »Alle Vorwürfe nehme ich auf mich.« Sie theilte auch den Plan, während der Verhandlungen mit Preußen, ohne dessen Wissen, dem österreichischen Cabinette als ihre Ansicht mit.

Von den Verhandlungen der drei Mächte wird folgendes von den verschiedenen Wissenden angeführt.

Ein Jahr nach dem Ausbruch des russischen-türkischen Krieges, der die Ohnmacht der Pforte sichtbar machte, näherten sich Kaiser Joseph II. und Friederich II. von

Preußen persönlich. Schon 1765 hatte Friedrich eine Zusammenkunft gewünscht; auch Joseph hatte seinerseits schon längst den Wunsch gehegt, Friedrich des Großen Bekanntschaft zu machen; Maria Theresia war dagegen, und sie und Kaunitz waren 1766 einem Zusammentreffen beider großen Fürsten in Torgau hindernd in den Weg getreten. Jetzt, da die Fortschritte der Russen das österreichische Cabinet beunruhigten, war es Joseph, der mit Einwilligung seiner Mutter, den Antrag zu einer Zusammenkunft machte. Diese Zusammenkunft fand zu Neisse in Schlesien statt. Am 19. August 1769 reiste Joseph unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Schlesien ab. In seinem Gefolge befanden sich die Generale Herzog Albert von Sachsen-Teschen, Lascy, Loudon, Ayasas, Seskovicz, Nostiz und Miltitz und der Oberstallmeister von Dietrichstein. *) Am 15. August traf Joseph in Neisse ein, wo der König von Preußen ein großes Lager errichtet hatte. Ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen, fuhr er geradenwegs nach der Residenz des Königs, im bischöflichen Schloß. Begleitet von dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich von Preußen, und dem Markgrafen von Ansbach ging Friedrich ihm entgegen. Schon auf der Treppe begegneten sie dem Kaiser, der beim Anblick Friedrich's in die Worte

---

*) Auf dieser Reise nach Neisse, begegnete Joseph auf einem Felde der Liechtenstein'schen Herrschaft Fosowitz in Mähren einem schlichten Bauersmanne mit dem Pfluge. In heiterer Laune, und aus Achtung gegen den wichtigen Stand des Landbauers, ergriff der Kaiser das Ackergeräth und ackerte mit eigener Hand mehrere Furchen des Feldes. Der Fürst Wenzel Liechtenstein ließ auf dem Acker, wo Joseph gepflügt hatte, ein marmornes Denkmal mit ehrender Anerkennung Joseph's und seiner edlen Gesinnungen setzen, und die Stände Mährens hoben als Andenken den Pflug auf, den Joseph geführt hatte.

ausbrach: »Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt!« wogegen Friedrich seinen hohen Gast mit den Worten grüßte: »Dieser Tag ist der schönste meines Lebens, da zwei Häuser sich vereinigen, welche lange genug feindlich gegen einander gestanden.» Joseph und Friedrich hielten eine geheime Unterredung. Joseph sagte: für Oesterreich gibts kein Schlesien mehr! Sie vereinigten sich über eine vertrauliche Correspondenz. Die übrige Zeit des Anfenthaltes zu Neisse füllten die Revuen aus. Joseph prüfte genau die Heerverfassung und den Geist der preußischen Truppen. Namentlich zeichnete er den musterlichen Reitergeneral Seydlitz und dessen vortreffliches Cuirassier-Regiment aus, und mit Recht. Im folgenden Jahre (1770), am 3. September, erwiederte Friedrich den Besuch zu Neustadt im mährischen Herbstlager. In Friedrich's Gefolge befanden sich der Prinz von Preußen, der Prinz Ferdinand von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig und dessen Bruder, der General Leentulus und mehrere Adjutanten. Als Friedrich die Stadt erreicht hatte, stieg er aus dem Wagen, um dem Kaiser zu Fuße zu begrüßen; dieser aber hatte seine Ankunft bereits wahrgenommen und eilte ihm mit seinem Gefolge entgegen. Auf offenem Platze umarmten sich die Monarchen. Im Gefolge Joseph's war auch Kaunitz. Dieser war bei der Unterredung beider Monarchen zugegen. Die Karte von Polen lag vor ihnen. Doch schieden die beiden Monarchen nicht mehr so herzlich, als man aus ihren Plaisanterien geschlossen. In demselben Zeitpunkte riefen die Türken die Vermittlung der beiden Mächte an. Die russische Kaiserin wollte jedoch von keiner Einmischung Oesterreichs hören, weder im Türkenkrieg, noch in den polnischen Angelegenheiten, wo die Katholiken geschützt werden würden. Als aber Maria Theresia die ehemals an Polen verpfändete ungarische Gespanschaft Zips gegen die Insurgenten besetzen ließ, jedoch versicherte, sie nicht behalten zu wollen, und als

Friedrich II. dieselben Maßregeln an seinen Grenzen ergriff, äußerte Katharina II. gegen den gerade in St. Petersburg anwesenden Prinzen Heinrich v. Preußen, daß sie sich gleiche Schritte erlauben werde. Sie hatte sich solche eigentlich längst erlaubt, Polen militairisch überzogen, und lieber ganz Polen behalten mögen. Heinrich hinterbrachte den Wink seinem Bruder, dem König; dieser sah bald, daß die russische Kaiserin die verbürgte Untheilbarkeit Polens aufgebe. Preußen bauete eigentlich die Brücke zwischen den, damals noch immer gespannten Höfen von St. Petersburg und Wien. Den Drohungen von Kaunitz, die Türken unterstützen zu wollen, hielt Friedrich II. ein Bündniß mit Rußland entgegen, und machte gleichfalls Rüstungen. Dies gewann ihm das Zutrauen der Kaiserin Katharina. Ein geheimer Theilungsvertrag wurde am 17. Februar 1772 mit seinem Minister unterzeichnet; zwei Tage darauf mit Kaunitz. Am längsten hatte Maria Theresia der Versuchung widerstanden, und die Gründe, aus welchen sie endlich nachgegeben, werfen wenigstens auf ihre Denkart kein nachtheiliges Licht. So gewann Oesterreich die Landschaften Zips und die Königreiche Galizien und Lodomerien (1389 []M.); Preußen bemächtigte sich des im Jahre 1466 vom deutschen Orden abgetretenen polnischen Preußens, mit Ausschluß von Danzig und Thorn, des Ermelandes und des Netzdistricts, oder diejenigen Theile der Woiwodschaften Posen, Gnesen und Inowraclaw, wodurch die Netze die Grenze zwischen Preußen und Polen wurde (556 []M.); und Rußland nahm das Land zwischen der Düna, Dnepr und Dnutsch (ungefähr 2000 []M.). Der polnische Reichstag erfuhr 1773 die Demüthigung, diese Länder förmlich durch Urkunden an die drei Mächte abtreten zu müssen.

Die drei Mächte erließen Declamationen und Manifeste; die preußische stieg mit ihren Rechtsansprüchen bis

in die Zeit der Wanderung der slavischen Völker hinauf; nicht weniger brachte Oesterreich eine Menge seit Jahrhunderten verlegener Rechte aus den Archiven zum Vorschein. Beide Ausführungen übertrafen sogar die Deductionen der vormaligen französischen Reunions-Kammern, und reizte viele, z. B. Johannes von Müller, zur Frage, wie so einleuchtende Rechte nicht längst geltend gemacht und jetzt nur auf das wirklich Angesprochene ermäßigt worden? Rußland fand überflüssig, nähere Gründe für seine alten Rechte anzuführen. Uebrigens geschah keine Einwendung von Seiten der Mächte. Man war noch froh, daß nicht ganz Polen auf einmal genommen wurde, und tröstete sich damit, daß die drei Mächte über »den Raub« noch selbst zerfallen würden.

Schon im Jahre 1773 unternahm Joseph, um mit eigenen Augen Alles zu schauen, was zu thun, was zu unterlassen sei, eine Reise über Ungarn und Siebenbürgen nach den neuerworbenen Königreichen Galizien und Lodomerien. Die Generale Loudon, Pelegrini und Nostiz begleiteten ihn. Auf dieser höchst beschwerlichen Wanderung fand Joseph vielfache Gelegenheit, herrliche Proben seiner edlen, menschenfreundlichen Gesinnung abzulegen. Joseph half, wo und soviel er helfen konnte. In den polnischen Provinzen fand er fast ein zu Grunde gerichtetes, seiner natürlichen Hülfsmittel fast beraubtes Land, und ein ganzes Volk von Bettlern. Wenn Joseph auch nicht sogleich die Uebel, die er traf, vom Grunde ausrotten konnte, so half er doch kaiserlich! Seine Mildthätigkeit, Freigebigkeit und fürstliche Großmuth war unbegränzt. Nicht minder erhielten Siebenbürgen und Ungarn Beweise seiner väterlichen Fürsorge. Was Joseph's Haupt mit einem goldnen Strahlen-Kranze umzieht, ist, daß sein Leben in dem Leben des Volkes aufging, daß seine wahrhaft kaiserliche Mildthätigkeit und Wohlthätigkeit aus dem reinsten Herzen kam, und selbst da nicht ermüdete, wo neben

der Dankbarkeit dafür auch schnöder Undank und die gröbste Brutalität sich breit zu machen wußte. Vieles hätte Joseph zur Stelle gebessert, viele Einrichtungen anders gemacht, wenn seine Regentenhand freier hätte walten können.

Außer diesen Reisen, welche Joseph unternahm, um einen tiefen Blick in den Staatszustand und Staatshaushalt zu thun, machte er auch seine gewöhnlichen Rundreisen in die verschiedenen Uebungslager. Die Verbesserungen in dem Heerwesen, an deren Spitze Joseph sich stellte und behauptete, nahmen mit jedem Jahre zu. Sein Grundsatz war, und dahin wurde auch unaufhörlich gearbeitet: »die möglichst zahlreichen Kriegsheere mit den möglichst geringsten Kosten zu Oesterreichs Schutz in den brauchbarsten Stand zu setzen und zu erhalten.« Für den Soldaten wurde nicht allein besser gesorgt, die Löhnung der Reiterei erhöht, sondern selbst für alle gebrechlichen, erwerbsunfähigen Soldatenweiber und Kinder und ihr Unterkommen in Stiftungen, Hospitälern, u. s. w. wahrhaft landesväterlich gesorgt. Auch führte Joseph 1772 eine Art Conscription ein. Er theilte alle Provinzen des Reiches in gewisse Bezirke oder Kantons ein, deren jeder einem bestimmten Regimente angewiesen war, um sich aus der jungen Mannschaft des Kantons zu ergänzen.

Wo Joseph ungehindert wirken konnte, da erwirkte er Gutes. Wenigstens wollte er Gutes erwirken. Auch Schönes schuf seine edle Hand, denn die Stadt Wien, die alte Kaiserstadt, erhielt durch ihn ein ganz neues Gewand, ein ganz neues Ansehen. Die Esplanade um die Stadt, bis dahin ein wüster Platz voll Schlamm und Unrath, ließ er reinigen, darauf Wege für Wagen und Fußsteige für Spaziergänger anlegen, und sie mit Baumalleen besetzen; den Augarten, der bisher bloß zu einer Remise für die kaiserlichen Jagdzüge und Fuhrwerke

gedient hatte, ließ er verschönern, erweitern und gab ihn als einen neuen Spaziergang dem Publikum frei. Ueber den Eingang des Gartens ließ er die Inschrift setzen: »Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schützer.« Ebenso wurde auch der Prater, der bisher nur drei Monate im Jahre, und nur für die herrschaftlichen Equipagen, offen stand, zu einem gemeinschaftlichen Unterhaltungsplatz hingegeben und für Jedermann geöffnet. Auch übernahm Joseph das deutsche Schauspiel, statt der bisherigen Pächter, auf seine eigene Rechnung, und gründete daraus ein Nationaltheater, das heutige k. k. Hofburgertheater. Joseph, der an den gleichzeitigen Bestrebungen der deutschen Literatur das lebhafteste Interesse nahm, und, begeistert für das Erhabene und Schöne, die ersten Erzeugnisse der eben damals erst wieder erstandenen deutschen Nationalpoesie freudig willkommen hieß, wollte nämlich nicht, daß sich das Volk länger an den plumpen Späßen des Hanswurstes ergötze, sondern sich geistigeren Genüssen hingebe. Und bald gewann auch dieses Institut, die deutsche Schaubühne, einen mächtigen Einfluß auf die deutsche Sprache. Joseph suchte durch die Schaubühne unmittelbar auf die Reinigung der deutschen Sprache und das Aufblühen der einheimischen Literatur einzuwirken. Denn, wie anderwärts im damaligen deutschen Vaterlande, so hielt man auch in Oesterreich damals noch das für gutdeutsch, was nicht deutsch war. Und das sollte anders werden, und wurde es auch.

Im Jahre 1777 unternahm Joseph eine Reise nach Frankreich. Aber sein Reisezweck war nicht bloß, Frankreich zu sehen, und sich mit Kenntnissen wieder zu bereichern, sondern er war auch politischer Natur.

Die seit dem siebenjährigen Kriege durch Kaunitz vermittelte innige Verbindung der Häuser Bourbon und Habsburg drohte auf einmal, sich gänzlich zu lösen.

Obgleich Ludwig XVI., König von Frankreich, Joseph's Schwager war, so war es nun seiner Minister Maurepas und Vergennes Politik geworden, die Hand den Mächten zweiten Ranges zu reichen, Preußen zu unterstützen, um den französischen Einfluß in Deutschland zu erobern und festzuhalten, jede Vergrößerung Oesterreichs zu verhindern und England von dem Festlande zu trennen. Oesterreich hatte den Minister Thugut nach Paris gesendet, um die alte Verbindung mit Frankreich wieder zu gewinnen und ein Schutzbündniß gegen Rußland einzuleiten, sollte Letzteres die Pforte gänzlich umzustürzen drohen. Allein umsonst war Thugut's Reise gewesen. Joseph ging nun selbst, um die wahren Gesinnungen des französischen Hofes zu erforschen, und wo möglich auf seinen Schwager und dessen Gemahlin, seine Schwester Marie Antoinette, so einzuwirken, daß die Cabinette von Wien und Versailles fortan wieder Hand in Hand gingen.

Joseph trat seine Reise nach Frankreich am 1. April 1777 unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein an. Sein Gefolge, unter denen sich die Grafen Colloredo und Cobenzl, der Ingenieur-Hauptmann Bourgois als Reisemarschall, der Leibchirurg Brambilla 2c. befanden, bestand aus 24 Personen. Joseph nahm seinen Weg von Wien über Stuttgart, Kehl, Straßburg u. s. w. und bereits am 18. April langte er in Paris an, wo er im Hause seines Botschafters, des Grafen von Mercy, abstieg, welche Wohnung er jedoch bald mit einigen Zimmern im Hotel de Tréville vertauschte. Auf der ganzen Reise kam man ihm mit äußerster Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Ehrerbietung entgegen, und wetteiferte in dem Bestreben, jeden seiner Wünsche auf der Stelle in Erfüllung zu bringen. Auch nicht ohne ihn belustigende Abentheuer kam der Kaiser nach Paris. So kam er einst auf einer Poststation früher an, als man ihn erwartet hatte, und fand keine Pferde. Der Postmeister, der

ihn nicht kannte, bat ihn, er möge ein wenig Geduld haben, weil er alle seine Pferde fortgeschickt habe, seine Freunde abzuholen, die der Taufe eines Söhnleins, das ihm seine Frau eben geschenkt habe, beiwohnen sollten. Joseph bot sich zum Taufzeugen an. Der Postmeister war damit zufrieden, obgleich er den Kaiser noch nicht kannte. Die heilige Handlung ging vor sich. Der Pfarrer fragte den Gevatter um seinen Namen. — Antwort: Joseph. — Der Familienname? — Wie? Joseph, dächte ich, wäre genug. — Keineswegs! — Nun, Joseph der Zweite. — Der Zweite!? — Die Qualität? — Kaiser. — Der Pfarrer ward vor Schreck bleich. Der Postmeister fiel dem Monarchen zu Füßen, der ihn wie seine Familie freigebig beschenkte und an seinen Pathen zu denken versprach. —

Die Königin Marie Antoinette war hocherfreut über die Ankunft des kaiserlichen Bruders und stellte ihn ihrem Gemahle sammt den übrigen Mitgliedern der Familie selbst vor. So lieb es ihr gewesen wäre, wenn Joseph II. Appartements im Königlichen Schlosse zu Versailles bezogen hätte, so zog Letzterer doch eine Wohnung in einem Gasthofe vor.

Die Huldigungen, die Joseph während seines Aufenthaltes in Paris empfing, waren eben so zahlreich als außerordentlich, machten jedoch auf ihn nur einen geringen Eindruck, da er nicht eitel war. Zu dem beschäftigten ihn wichtigere Dinge. Die öffentlichen Denkmäler, die Anstalten für Industrie, Kunst und Wissenschaft, die großartigen Institute gemeinnütziger Tendenz, große Männer des Reiches u. s. w., diese nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Alle Stunden, die er nicht den verwandtschaftlichen oder politischen Beziehungen widmen mußte, verwendete er redlich, um nichts Wichtiges und Sehenswürdiges zu versäumen, welches Paris in so reicher Fülle darbot. Ueberall zeigte

er dann den eifrigen und aufmerksamen Beobachter, aber auch den Menschenfreund im weitesten und schönsten Sinne des Wortes. Er besuchte das große Invalidenhaus, die Kriegsschule, das Hôtel Dieu, das Findelhaus, das Taubstummen-Institut, die Bibliotheken, die Manufactur der Gobelins, die öffentlichen Gebäude und Sammlungen, die Werkstellen der berühmtesten Künstler, den großen Gerichtshof von Paris, die Academien der Wissenschaften, die französische Academie, die botanischen und andern Gärten u. s. w. u. s. w. In dem Hôtel Dieu besichtigte Joseph Alles ganz genau, jedes einzelne Krankenzimmer, die Speisen, die den Kranken verabreicht wurden, die Wartung u. s. w., und theilte dann seinem in Wien errichteten Krankenhause Alles mit, was er als vortheilhaft und nutzbringend bei der Pariser Anstalt gefunden hatte. Dem Hôtel Dieu schenkte Joseph 48,000 Livres. Eben so heilbringende Aufmerksamkeit schenkte er dem Taubstummeninstitute, welches der unsterbliche Abbé de L'Epée gegründet hatte. Der Kaiser war ebenso gerührt, als er sah, wie der geistreiche Stifter der Anstalt sich in die Seelen seiner unglücklichen Zöglinge hinein versenkte, als erstaunt, da er hörte, daß er vor der Hand nur noch im Stillen gewirkt und seine Anstalt noch in keiner Weise eine öffentliche Unterstützung gefunden habe. Joseph beehrte ihn mit einer kostbaren Dose, worauf sein Portrait befindlich war, und mit 25 Louisd'or zum Besten der Zöglinge, und ertheilte ihm den Auftrag, einen Schüler ihm zu ziehen, der fähig wäre, diesen für das Heil der Menschheit so nützlichen Unterricht in Wien zu leiten, und so hat dieser Besuch zur Errichtung der Taubstummenanstalt in Wien den Anlaß gegeben. Als Joseph das Invalidenhaus besuchte, war er höchlich verwundert und erstaunt, als er erfuhr, daß der König Ludwig XVI. noch nie dieses großartige Asyl der tapferen Hingebung im Kriege besucht habe, und er ruhte daher nicht eher, als

bis sein Schwager dasselbe ebenfalls in Augenschein nahm.

Auch einzelnen ausgezeichneten Männern schenkte Joseph die Ehre seines kaiserlichen Besuches. So dem Naturkundigen Buffon, so dem Philosophen Rousseau, dem Freunde Friedrichs des Großen, d'Alembert u. s. w.— Joseph's ganzer Aufenthalt in Paris schien von ihm nur dazu bestimmt, neue Kenntnisse einzusammeln und sein Wissen nach allen Richtungen hin zu vermehren. Zur Erholung besuchte er die Promenaden, Gesellschaften, Concerte, Theater.

Joseph erregte bald den Enthusiasmus von ganz Paris für sich. Den deutlichsten Beweis dafür liefern nicht nur die öffentlichen Huldigungen des Publicums, die Joseph mehre Male im Theater wurden, nicht nur die herrliche Rede des General-Advocaten Seguier in der Kammer des obersten Gerichtshofes u. s. w., sondern auch die Visite der »Damen der Halle«, d. i. der Pariser Fischweiber, welche sich nicht abhalten ließen, Joseph in seinem Hotel zu sehen, »einen Fürsten, der so großmüthig ist, Gold und Silber mit vollen Händen auszutheilen«. Eine solche Dame warf sich sogar vor seinen Füßen nieder, küßte seinen Rock und rief dabei aus: »Glücklich das Volk, Herr Graf, das diese Tressen bezahlt.»

Wenn Joseph das große Publicum in Paris durch seine Biederkeit, Offenheit und Einfachheit für sich einnahm, fand er dagegen bei den einzelnen Mitgliedern des Königlichen Hofes und bei den eingefleischten Hofleuten in ungleich geringerem Grade Anklang. Denn Joseph, der ächt-deutsche Mann, der die Ansicht, daß »der natürliche Zustand nicht der eines Königs, sondern der eines Menschen sei«, nicht blos im Herzen trug, sondern der auch durch eine ungeheuchelte, sich immer gleichbleibende Natürlichkeit Andern die Gewißheit gab, daß er diese Ansicht zum leitenden Grundsatz seines Lebens gemacht, ein

solcher Mann, dabei einfach in seinem ganzen Wesen, scharf beobachtend, begeistert für das wahrhaft Schöne, aber auch rücksichtslos eifernd gegen alle Beschränktheiten, Albernheiten, Vorurtheile und Modeansichten, — konnte an einem Hofe, der, wie Ramshorn sagt, an allen Ecken und Enden statt Natürlichkeit ein geschraubtes Wesen, statt Einfachheit eine forcirte Etiquette und leeres Formenwesen, statt Ernst und Charakterstärke einen gränzenlosen Leichtsinn, ja nicht selten eine gewisse Frivolität an den Tag legte, unmöglich viele Sympathien finden.

Uebrigens sprach sich selbst am Hofe Joseph ohne Furcht und Anstand über denselben aus. Er tadelte selbst seine Schwester wegen ihrer Toilette, wegen des Schmückens u. s. w., und erinnerte sie, wie Frau von Campan sagt, auf rührende Weise an die Einfachheit des Hofes ihrer Mutter. Bei dem Anblicke so vieler Ueberflüssigkeiten rief er aus: »Was für eine Menge Sachen, davon wir in Wien keine nöthig haben.«

Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte verließ Joseph Paris wieder in der Nacht des 30. Mai 1777. Reichlich von seinem Schwager beschenkt, legte auch Joseph noch beim Scheiden Proben seiner wahrhaft Kaiserlichen Großmuth durch ebenfalls reiche Geschenke und Verleihungen ab. Uebrigens schied Joseph doch von der rauschenden Weltstadt ziemlich verstimmt, da ihm, dem ächt-deutschen Charakter, das Pariser Volk nichts weniger als zugesagt hatte. Zudem kam es, daß der Hof während seines ganzen Aufenthaltes in Bezug auf alle politischen Fragen fortwährend die größte Rückhaltung beobachtet hatte, und demnach das Resultat seiner Reise in dieser Beziehung hinter seinen Erwartungen zurückblieb. Nur das Große, Schöne und Merkwürdige, was er gesehen, stand fest in seiner Erinnerung, und wenn später Wien manches treffliche Institut von ihm erhielt, wobei

ihm ein französisches Muster vorschwebte, so konnten die Franzosen hieraus wenigstens so viel ersehen, daß Joseph mit gleichem Rechte den Namen »Vater des Vaterlandes« verdiene, wie Heinrich IV., vor dessen Standbilde Joseph mit entblößtem Haupte verweilt und ausgerufen hatte: »Nach einem solchen Beinamen, den dieser Held zurückgelassen, geize ich; es giebt keinen schönern, als den Vater seines Volkes zu heißen.«

Von Paris ging Joseph nicht gerade zu nach Wien zurück, sondern er machte eine Rundreise in Frankreich. Vorzüglich berührte er die Punkte Caen, Rouen, St. Malo, Brest, Rochefort, Bordeaux, Bayonne, Marseille, Lyon ꝛc. Auf dieser Reise suchte er so strenge als möglich sein Incognito zu bewahren, um den lästigen und ihm Zeit raubenden Huldigungen und Festins zu entgehen. Er war einzig darauf bedacht, sich zu belehren und zu prüfen. Besondere Aufmerksamkeit widmete Joseph dem französischen Handel und dem französischen Kunstfleiße. Daher wurde Bekanntschaft mit unterrichteten Kaufleuten und Industriellen gemacht, Dämme, Häfen, Schiffswerften, Rheden, Arsenale, Magazine, Fabriken, Werkstätten, Kanäle u. s. w. besucht und besichtiget. Auch machte Joseph einen Abstecher nach Spanien und besuchte die beiden Festungen Fuenterabia nnd San Sebastian. In San Sebastian besichtigte er die Cacao- und Eisenmagazine und wohnte einem Manöver der Garnison bei.

Von Lyon reisete Joseph nach Genf, fuhr an Ferney vorbei, ohne Voltaire zu besuchen, besuchte dagegen Haller in Bern, den Kupferstecher Chr. v. Mecheln, Winkelmanns Freund, in Basel und den Physiognomen Lavater in Waldshut. Nachdem Joseph dann bei Schaffhausen den Rheinfall besehen und in die dortige Felsenwand seinen Namen eingeschrieben hatte, ging er über Konstanz und Freiburg nach Insbruck und von da nach Wien, wo er am 1. August wieder eintraf.

IV.

Die schönen Zeiten des Friedens in Deutschland unterbrach ein einjähriger Krieg über die Nachfolge in dem bayrischen Churstaate auf kurze Zeit. Es erlosch nämlich mit dem Tode des Churfürsten Maximilian III. Joseph von Bayern, am 30. December 1777 der Mannsstamm des wittelbachischen Hauses in der Bayern-Münchener Linie. Der Churfürst von der Pfalz, Karl Theodor, war der nächste Anverwandte und Erbe von Bayern. Niemand im Reiche zweifelte an der Rechtmäßigkeit der Wiedervereinigung der getrennten bayrischen Lande unter Karl Theodor; aber Kaiser Joseph II. sah die Sache anders an. Man war nicht wenig erstaunt, wie gleich nach dem Tode des geliebten Churfürsten Maximilian Joseph, österreichische Truppen in Niederbayern und in die Oberpfalz einrückten, um die Ansprüche des Kaiserhofes geltend zu machen. Diese waren näher bestimmt in einer, schon in der letzten Regierungszeit des verstorbenen Churfürsten mit Karl Theodors Ministern zu Wien verhandelten Convention, welche Karl Theodor, kaum im München angekommen und vom ganzen Lande mit froher Huldigung empfangen, durch die Oesterreicher eingeschüchtert, am 14. Januar 1778 genehmigte, ohne die Urkunden näher eingesehen zu haben.

Es waren verschiedene Rechtstitel, auf welchen die Ansprüche auf das Bayrische Erbe beruhten. Als Kaiser verlangte Joseph die Reichslehn zurück, deren Ertheilung nicht auf das churpfälische Haus ausgedehnt worden waren, namentlich die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Grafschaften Wolfstein, Hals, Haag, die Herrschaften Hohenwaldeck, Hohenschwangau, Schwabeck, das Landgericht Hirschberg ꝛc. Maria Theresia verlangte als Königin von Böhmen, die durch Erlöschung des Münchener Mannsstammes (Wilhelm'schen Stammes) erledigten

Lehen in der Oberpfalz; als Erzherzogin verlangte sie Alles, was ehemals die Straubingische Linie in Oberbaiern und in der Oberpfalz besessen; dann die Herrschaft Mindelheim in Schwaben und die Allodialerbschaft des verstorbenen Churfürsten. So verlangten also Joseph II. und seine Mutter fast die bessere Hälfte von Bayern; die geringere sammt allen Schulden sollte Karl Theodor bleiben. K. H. L. Poelitz bemerkt bei dieser Sache: »Oesterreich gründete seine vermeintlichen Ansprüche auf den Erwerb, auf eine dem Herzog Albrecht von Oesterreich 1426 vom Kaiser Sigismund ertheilte Belehnung auf Nieder-Bayern, welches, ob es gleich 1340 mit Ober-Bayern vereinigt worden war, demungeachtet durch eine Theilung im Jahre 1353, in welcher eine neue Straubingische Linie entstand. Diese Theilung von 1353 sah man in Wien als eine Stadttheilung an, so daß nach dem Erlöschen der Straubingischen Linie 1425 dieses Land nicht an Ober-Baiern, sondern an des letzten Herzogs Johann Schwiegersohn, an den Herzog Albrecht von Oesterreich, hätte fallen sollen; auch habe der Kaiser Sigismund die Ansprüche desselben durch den Lehnsbrief vom Jahre 1426 anerkannt. Diese geschichtliche Entwickelung der österreichischen angeblichen Rechte wurde aber dadurch unkräftig, daß Albrecht 1429 selbst wieder Verzicht darauf geleistet, und Sigismund dem Herzog von Bayern jene Länder zugesprochen hatte.« — Demungeachtet wollte nun Oesterreich seine vorgeblichen Rechte erneuern. Eben so machte die verwittwete Churfürstin von Sachsen, Marie Antonia, als Schwester des verstorbenen Churfürsten von Bayern, Ansprüche auf die bayrische Allodial-Erbschaft, zu welcher man sächsischer Seits auch die Oberpfalz rechnete, weil der Churfürst Maximilian I. sie ehemals für berechnete Kriegskosten von Kaiser Ferdinand II. erhalten hätte. Die Churfürstin übertrug deshalb ihrem Sohne, dem regierenden Churfürsten von Sachsen, alle ihre Rechte.

Endlich machte auch Mecklenburg Anspruch auf die Landschaft Leuchtenberg in der Oberpfalz, wegen einer vom Kaiser Maximilian I. 1502 erhaltenen Anwartschaft.

Die Forderungen der letzteren Mächte waren nicht so sehr zu fürchten, als die Oesterreichs. Man sah, daß Joseph II., da Kaiser Karl VII. nicht verstanden hatte, »Oesterreich bayerisch zu machen,« jetzt besser Bayern österreichisch machen zu können glaubte. Volk und Stände von Bayern legten bei Karl Theodor die dringendsten Vorstellungen ein; umsonst, der Vertrag war geschlossen und mit dem goldenen Vließe besiegelt worden. Zwar arbeitete in München die muthige Anna Maria, Wittwe des Herzog Clemens, und mit ihr patriotische Räthe, wie Lori, Obermair ꝛc., den Plänen Oesterreichs entgegen; allein es schwiegen hiezu natürlich Karl Theodor und seine Minister; es schwiegen endlich die Landstände, der Reichstag schwieg auch. Man mußte sich nach einen andern Beschützer bayrischer Integrität umschauten. Und er war bald in König Friedrich II. von Preußen gefunden, der keineswegs gesonnen war, gar auf Herzogin Maria Anna's und des Churfürsten von Sachsen hülferufendes Andringen, ein unthätiger Zuschauer zu bleiben.

Als Reichsfürst und Gerant des westphälischen Friedens vermittelst des Hubertsburger Tractats, dann durch die besondere Aufforderung der andern Betheiligten und Prätendenten, hielt er sich verpflichtet, wegen der drohenden Zertrennung eines großen Churfürstenthums, dem kaiserlichen Hofe sich alles Ernstes zu widersetzen. Er hatte bereits Kunde von den Wiener Verhandlungen, ehe ihm die Convention mitgetheilt wurde, und ebenso bald war sein Entschluß gefaßt. Vor Allem hielt er den Nachfolger des Churfürsten Karl Theodor, den Herzog Karl August Christian von Zweibrücken, der bereits seinem Minister Befehl gegeben hatte, in die Convention zu willigen, von der Vollziehung zurück, durch die eben so ge-

schickten als raschen Negotiationen des Grafen v. Göritz, den er zuerst als Privatmann abordnete. Der Herzog legte bei dem Reichstage eine feierliche Bewahrung seiner Rechte nieder, und verbat sich vom Kaiser und der Kaiserin-Königin die angemuthete Verzichtleistung, worauf am 28. März der König ein förmliches Bündniß mit ihm schloß, die Gerechtsame des Pfälzischen Hauses gegen Oesterreich mit seiner ganzen Macht zu vertheidigen, sowie der Herzog seinerseits versprach, mit dem kaiserlichen Hofe keine Uebereinkunft ohne Zustimmung des Königs zu treffen. Dieselbe Zusage gab Friedrich II. der Churfürstin Wittwe von Sachsen. Indem Friedrich als Beschützer der Reichsfreiheit auftrat, glaubte er mit Recht, auf Bundesgenossen zählen zu dürfen. Der freundschaftlichen Friedensvermittelung von Rußland konnte er versichert sein. Frankreich jedoch, obgleich es den Schritt des Herzogs von Zweibrücken gebilligt hatte, und Friedrich von dieser Macht hoffte, daß sie als Gerant des westphälischen Friedens gegen Oesterreich und mit ihm auftreten würde, erklärte sich für Neutralität, weil es zur See schon stark in den sogenannten amerikanischen Krieg verwickelt war. Auch Oesterreich hatte, alter Verträge willen, auf die militairische Beihülfe Frankreichs gerechnet. Und auch vergebens.

Die Verhandlungen zwischen Wien und Berlin dauerten zwei Monate, ohne zu einem friedlichen Ergebniß zu führen. Mit denselben gingen die Kriegsrüstungen Hand in Hand. Der Ton der gewechselten Noten lautete anfänglich sehr gemäßigt, auch Joseph stimmte ein, jedoch nur um Zeit für die Zusammenziehung seiner Armee zu gewinnen. Sobald diese weiter gediehen war, erklärte er, daß er niemals zugeben würde, daß ein Reichsfürst sich zum Richter und Vormund seiner Mitstände aufwerfe, und er sich gegen jedweden zu vertheidigen und ihn allenfalls selbst zu bekriegen wissen würde. Sofort

begab sich Friedrich II. zu seiner Armee in Schlesien; Joseph II. ließ sich nicht mehr wie im siebenjährigen Kriege zurückhalten, sondern übernahm den Oberbefehl seines Heeres, mit Zuziehung des Feldmarschalls Lacy (Lascy). Aber Maria Theresia wollte es nicht auf das Aeußerste kommen lassen und befahl noch immer, die Unterhandlungen fortzusetzen. Sie führten zu keinem erwünschten Resultat. Zwar bot Joseph II. an, abzustehen, wenn Friedrich auch die ihm anfallenden Markgrafenthümer Ansbach und Bayreuth nicht in seine Staaten einverleiben wolle, allein davon mochte Friedrich wiederum nichts wissen. Wohl aber, die Verhandlungen als abgebrochen erklärend, drang er unerwartet mit einem Heere von 100,000 Mann über Glatz in Böhmen ein, besetzte am 5. July Nachad, und eröffnete den Feldzug. Ein zweites preußisches Heer, durch die Sachsen verstärkt, zusammen 113,000 Mann, führte der Prinz Heinrich von Preußen durch die Lausitz ebenfalls gegen die böhmische Grenze und gegen die Isar, während noch eine dritte preußische Armee Ober-Schlesien deckte. Der Churfürst von Sachsen hatte sich mit Friedrich verbunden, weil ihm die Bedingungen, unter denen allein Oesterreich ihm eine Neutralität zugestehen wollte, nicht gefielen.

Man hatte in Wien gehofft, der König von Preußen, der seit 15 Jahren nur mit Friedenseinrichtungen beschäftigt gewesen, werde weder seinen früher erworbenen Kriegsruhm, noch seine Schätze für einen Dritten auf das Spiel setzen. Daher große Bestürzung über Friedrichs Einmarsch in Wien und Paris. Ungeachtet Oesterreich früher als Preußen gerüstet hatte, so war Joseph II. doch noch nicht auf diesen Angriff gefaßt, und nahm deswegen, nachdem er schnell eine große Armee zusammengezogen hatte, eine feste Stellung an der Elbe, bei Jaronitz im Königsgräzer Kreise, General Laudon aber stellte sich mit einer zweiten Armee an der Isar (Iser) dem Prinzen Heinrich entge-

gen, und General Botta mit einem dritten Corps den preuß. Generalen Stutterheim und Werner an der Grenze des österreich. Schlesiens. Ein schrecklicher Kampf zwischen mehr als 400,000 wohlgerüsteten und mit einer zahlreichen Artillerie versehenen Kriegern stand zu erwarten. Nur Maria Theresia wollte keinen neuen Krieg mehr sehen; »mein Alter,« schrieb sie Friedrich II. eiligst durch Baron Thugut, »und meine Wünsche für die Erhaltung des Friedens sind allgemein bekannt, und ich kann keine reellere Probe davon geben, als durch den Schritt, den ich jetzt thue; mein mütterliches Herz ist mit Recht ergriffen, zwei meiner Söhne und einen geliebten Schwiegersohn bei der Armee zu wissen; ich thue diesen Schritt ohne Vorwissen des Kaisers, und ich bitte Sie, denselben geheim zu halten, was auch der Erfolg sein möge. Meine Wünsche gehen dahin, die bisher vom Kaiser geleiteten und zu meinem größten Bedauern abgebrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen und zu beendigen.« Zu diesem Zwecke brachte Thugut einige Vorschläge. Der König trat in Unterhandlung, und versicherte der Kaiserin-Königin, »in der Zwischenzeit, bis die Antwort auf meine Zusätze zurückkommt, werde ich meine Schritte so abmessen, daß Ew. Kaiserl. Majestät für Ihre Blutsverwandten nichts zu fürchten haben soll, am wenigsten für einen Kaiser, den ich liebe und hochschätze, ob wir schon in Ansehung der deutschen Angelegenheiten von verschiedenen Grundsätzen sind.« An dem Tage dieser Antwort ließ der König durch den Brandenburgischen Gesandten beim Reichstag eine ausführliche Erklärung über die bayerische Successionsangelegenheit und über die Ursachen, welche ihn nöthigten, sich der widerrechtlichen Trennung des Herzogthums Bayern zu widersetzen, übergeben. Joseph, den seine Mutter durch einen Courier vor Uebereilung warnte, war über die neuen Unterhandlungen derselben so aufgebracht, daß er, sobald er sie erfahren, seiner Mutter schrieb: wenn sie Frieden machen

wollte, so würde er niemals nach Wien zurückkehren, und lieber in Aachen oder in irgend einer andern Reichsstadt seine Residenz nehmen. Maria Theresia sandte hierauf den Großherzog von Toscana zur Armee, um den Kaiser zu besänftigen; aber die Sendung hatte keinen andern Erfolg, als daß sich — wie Friedrich II. in seinen hinterlassenen Werken behauptet—die beiden Brüder entzweiten. In derselben Stimmung schrieb der Kaiser dem König v. Preußen einen stolzen und herausfordernden Brief, dessen Ton freilich gegen die bisherige freundschaftliche und brüderliche Correspondenz sehr abstach. Nachdem von Seiten des Wiener Hofes jetzt auch auf den Reichstag Rücksicht genommen und Gegenerklärungen auf die preuß. Note im August übergeben wurden, so wie man auch anfing, die Forderungen der andern Prätendenten den Reichsgesetzen zur Entscheidung überlassen zu wollen, ließ Maria Theresia einen neuen Vorschlag dem Könige machen, nach welchem sie auf die Convention vom 3. Januar verzichten wollte, wenn die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth für immer einem nachgebornen brandenburgischen Prinzen überlassen würden. Aber gerade diese Bedingung mußte dem König am meisten mißfallen; er verwies den Vorschlag an die zu Braunau zusammengekommenen Minister, wo jedoch die Verhandlungen schon nach wenigen Tagen, am 15. Aug., wieder abgebrochen wurden.

Bis dahin hatten die beiden Heere nichts von Bedeutung gegen einander unternommen. Ohne einen förmlichen Waffenstillstand verabredet zu haben, war ein solcher; Friedrich schrieb in dieser Zeit seine Lobrede auf Voltaire. Doch hatten die Oesterreicher auf jeden Fall Zeit gewonnen, ihren Vertheidigungsanstalten den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Gewiß war die Stellung, welche die Oesterreicher nahmen, von Königsgrätz an, über Schurz, Arnau, Hohenelbe hinaus bis an das Riesengebirge, und dann hinter der Isar von

Jungbunzlau über Münchengrätz, Turnau, Bredl und Semile hin, nach dem Urtheile aller Kenner der Kriegskunst, eine der stärksten. Natürliche und künstliche Hindernisse setzten einen Widerstand entgegen, den man nur auf Gefahr einer außerordentlichen Aufopferung von Leuten versuchen konnte, zu brechen. Bei den österreichischen Heeren in Böhmen befanden sich außer den berühmten Feldmarschallen Laudon und Lacy, die Generäle Esterhazy, Pellegrini, Fürst Carl v. Lichtenstein, Jos. Colloredo, Stain, Prinz de Ligne, Nostiz, Kinsky, Wallis, Clairfait, Sam. Giulay, Harrach, Vogehra, Blankenstein, Hohenfeld, uud andere bekannte Kriegsobersten. Die Oesterreicher hatten den Plan der Defensive gewählt; und Friedrich wollte nicht angreifen, weil die viel zu vortheilhafte Stellung der Oesterreicher ihm zu große Schwierigkeiten entgegensetzte. Er wollte lieber warten, bis etwa ein günstiger Augenblick ihm Gelegenheit verschaffen würde, einen Schritt von Bedeutung zu thun, un begnügte sich damit, daß er das ganze Land zwischen der Elbe und den an Schlesien und Glatz gränzenden Gebirgen durch seine leichten Truppen durchstreifen, Fourage und Lebensmittel aus dieser Gegend holen und Contributionen eintreiben ließ. Die Oesterreicher säumten dagegen nicht, den Preußen andere Partheien entgegen zu schicken, die ihnen ihre Versuche zu vereiteln suchten, und es kam zu mehren kleinen Gefechten. Doch diese leichten Kämpfe genügten bald den Preußen nicht mehr. Friedrich bot daher alle seine Kräfte auf, um Joseph durch verschiedene Manövers aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken und zu einer allgemeinen Schlacht zu bringen. Der sonst so rasche, von so großem jugendlichen Feuer belebte Joseph II. bewies bei dieser Gelegenheit eine Kaltblütigkeit und Ueberlegung, die man von einem im Kriege grau gewordenen Feldherrn in einem höhern Grade kaum hätte erwarten können. Seine Vorsicht,

jede Schlacht zu vermeiden, wenn er nicht zum voraus von dem künftigen Siege überzeugt war, gereicht ihm in zweifacher Betrachtung zur Ehre: sie war eine Probe seiner militairischen Einsichten, und zugleich ein Beweis, wie sehr er sich selbst zu beherrschen wußte. Am 13. Julius faßte endlich Friedrich den Enschluß, einen nächtlichen Angriff auf die Verschanzungen bei Pieß an der Tentau zu wagen, welcher aber, namentlich durch die Tapferkeit der Carabiniers von Albrecht, der Husaren von Wurmser und der Croaten, mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Später setzte sich Friedrich zwischen Arnau und Trotonau, und zog den Prinzen Heinrich in die Stellung von Nimes. Dieses veranlaßte die Oesterreicher, auch in ihrer Stellung eine Veränderung vorzunehmen. Der größte Theil von Joseph's Armee rückte in das Lager bei Els; das bei Gutmuth stehende Corps und der davon abhängende Posten bei Hohenelbe wurden verstärkt, und damit dieser Posten vollkommen gesichert sei, wurde General Siskowisca mit einem Corps gegen das Riesengebirge abgeschickt. Laudon nahm Stellung zwischen Münchengrätz und Rosmanos, und erhielt Verstärkungen. General Ried wurde zu Melnik postirt, um die Verbindung zwischen dem König und den Prinzen Heinrich v. Preußen zu hindern. Vergebens faßte Friedrich den neuen Anschlag, bei Hohenelb durchzubrechen; vergebens nahm er später einige äußerst kühne Stellungen bei Burkersdorf, bei Ketzelsdorf, Langenau rc., in der Hoffnung, die Oesterreicher dadurch aus ihren vortheilhaften Posten zur Schlacht zu locken. Alle seine Anschläge gingen fehl, denn Joseph blieb in seiner Stellung, und wußte sie zu vertheidigen.

Unter diesen Umständen mochte Friedrich es wohl bereuen, daß er nicht, wie gewöhnlich, den Angriffsplan befolgt hatte, so lange ihm die Umstände günstiger waren. Man glaubte dies aus seiner üblen Stimmung abnehmen zu können. Friedrich warf alle Schuld der

täuschenden Verhandlungen auf Joseph; dieser zürnte dagegen auf den König, der nach seiner Meinung »die Kunst besessen, sich Freunde um den Thron der Kaiserin-Königin zu verschaffen.« Nur ungerne gehorchte er der Stimme der Mutter, die keinen ernsthaften Kampf wollte, und welche, wie er ihr schrieb: »ihn der Gelegenheit beraubte, zu beweisen, daß ein General in der Gefahr sein könne so gut wie Friedrich der Einzige. Er würde sonst in der Person des Königs den Angreifer ihrer Rechte gesehen und ihn als Feind behandelt haben, dessen kriegerische Talente nichts Furchtbares mehr für ihre Heere hätten.« Die vorgerückte Jahreszeit und der Mangel an Proviant nöthigten endlich die preuß. Heere, sich zurückzuziehen. Sie brachen im October aus Böhmen aus, der König bezog die Cantonirungen bei Landshut, Heinrich wandte sich nach Sachsen in das Lager bei Tschiskowitz. Der Rückzug des Letzteren, unter sehr bedeutenden Schwierigkeiten, fand Bewunderung selbst bei den Oesterreichern. Feindseligkeiten dauerten dagegen noch den ganzen Winter fort. Der österreichische General Wurmser überfiel in Dittersbach das preuß. Infanterie-Regiment Thadden, und brach dann siegreich in die Grafschaft Glatz ein. Er eroberte die Stadt Habelschwerdt, fing den dort kommandirenden General, Prinzen von Hessen-Philippsthal, zerstörte das Blockhaus von Oberschwedelsdorf und erhielt noch einige Vortheile; die Preußen aber unter dem Erbprinzen von Braunschweig blieben im Besitz vom österreich. Oberschlesien; zwei andere preuß. Corps beunruhigten von Sachsen und Schlesien aus Böhmen, und General Möllendorf erfocht bei Brix Vortheile; der österreich. General Olivier Wallishunwider überfiel das schlesische Städtchen Neustadt und schoß es fast zusammen. Friedrich traf seine Anordnungen so, daß er bei einem etwaigen neuen Feldzuge sogleich und überall angreifen und den Krieg von Schlesien nach Mähren spielen konnte. Joseph II. aber

verstärkte seine Armee mit neuen 80,000 Mann, und war bereit, fortzukämpfen. Karl Theodor von Bayern blieb neutral, so gerne auch seine 17,000 Bayern auf Preußens Seite mitgestritten hätten.

So war bisher der Krieg gewesen und ohne Schlacht; man nannte ihn den Kartoffelkrieg, weil diese wohl am meisten dabei leiden mochten. Zum neuen Feldzug kam es nicht mehr. Maria Theresia wollte im Frieden in die Gruft steigen; Friedrich wollte seinen alten Ruhm nicht in die Schanze schlagen, zudem waren ihm auch mit den Haaren die Leidenschaften gebleicht und Menschenleben hatte jetzt höheren Werth in den Augen des grauen Königs. Frankreich war in dem nordamerikanischen Kriege verwickelt und konnte nichts für Oesterreich thun, und die Kaiserin Katharina von Rußland, Bündnerin Preußens, drohte 50,000 bewaffnete Schiedsrichter zu senden. Da kam am 31. Mai 1779 zu Teschen der Friede zu Stande. Bayern erhielt alles Verlorene wieder bis auf 7 zwischen Inn, Donau und Salzach gelegene Landgerichte (Innviertel mit 64,000 Seelen), die bei Oesterreich blieben. Die Erbfolge wurde den Zweibrückern Schyren gesichert, das Land für untheilbares Fideicommiß erklärt; der Churfürst von Sachsen, als Sohn von Max Josephs älterer Schwester, bekam für seine auf 47 Millionen berechnete Allodialforderung 6 Millionen Gulden; Frankreich, Rußland und das deutsche Reich gewährleisteten den Frieden.

Die durch den Teschener Frieden wiedergegebene Ruhe benutzte Joseph ganz in seiner gewohnten Weise. Da seine Theilnahme an der Regierung der Erbstaaten jetzt noch geringer wurde, als sie bisher gewesen, wurde es ihm um so eher möglich, die Pläne weiter zu verfolgen, zu deren Ausführung eine spätere und gelegnere Zeit abzuwarten er durch die obschwebenden Verhältnisse sich genöthigt sah. Der eben beendigte Krieg hatte vorzugs-

weise seinen Beobachtungsblick auf Böhmen gezogen, und wenn es ihm auch gelungen war, das Land so weit zu schützen, daß es wenigstens nicht, wie früher oft geschehen war, von feindlichen Heeren überschwemmt wurde, so hatte er dabei doch auch mannigfache Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß für die Sicherung des Landes nach Außen noch Manches zu wünschen übrig bleibe. Um daher den Zustand Böhmens in militairischer Hinsicht, namentlich den Zustand der Grenzen gegen Schlesien, Sachsen und der Lausitz genauer zu erforschen, unternahm Joseph noch im Herbste 1779, in Begleitung sachkundiger Ingenieurs, eine Reise nach diesem Königreiche. Das Resultat derselben war die schon in dem nächsten Jahre erfolgende Anlegung der Festungen Josephstadt im Kreise Königin-Grätz und Theresienstadt im Kreise Leitmeritz.

Gleichzeitig reis'te auch Joseph nach den von Bayern erhaltenen neuen Besitzungen, dem Innviertel, allein dabei richtete er seinen Blick eben so gut auf die politischen als militairischen Verhältnisse dieses Landes.

Im Jahr 1780 unternahm Joseph eine Reise nach Rußland. Das nordische Reich in seinem Innern, so wie dessen Beherrscherin, die gewaltige Katharina II., kennen zu lernen, war nicht der Beweggrund allein zu derselben; es galt vielmehr nichts Geringeres, als Rußland auf Oesterreichs Seite und von Preußen abzuziehen, und um so mehr, da Joseph seine Absicht auf Bayern nicht aufgegeben hatte, und er die Garantie des Teschener Friedens durch Rußland annulliren wollte. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reis'te Joseph II. nach Rußland ab. Katharina II. bestimmte die Stadt Mohilew zum Orte ihrer Zusammenkunft, und sie bot Alles auf, was die mit europäischer Verfeinerung verbundene asiatische Pracht ihres Hofes vermochte, um den kaiserlichen Gast zu vergnügen und ihm die höchste Idee von den Kräften ihres Staates zu geben — über die sich jedoch

Josephs Blick nicht täuschen ließ. Katharina II. suchte, wohlgeübt in der Kunst zu gefallen, ihn durch alle Vorzüge ihres mannigfach gebildeten Geistes für sich einzunehmen. Joseph hatte von seiner Seite gleichen Zweck. Wenn auch damals noch kein wirklicher Tractat abgeschlossen wurde, so geschahen doch mündliche Zusicherungen, daß Einer des Andern Absichten befördern, und daß man, je nachdem es die Umstände erforderten, festere Verabredungen treffen wolle. Katharina versprach unter Anderm, sich der Verwirklichung des alten Planes Joseph's der im Teschener Frieden übernommenen Verbindlichkeiten ungeachtet, nicht zu widersetzen, vielmehr Preußens Widerstand abhalten zu wollen; auch erneuerte sie nachmals, trotz der Bemühungen des preußischen Hofes, ihr Bündniß mit demselben nicht mehr. Auch Joseph gab Katharinen schöne Versprechungen. Einer von den kühnen Entwürfen Katharina's namentlich war die auf den Trümmern der Türkei zu errichtende Stiftung eines östlich europäischen Kaiserreichs, wogegen Joseph, dem die Zarewna Rom und Italien in Aussicht stellte, ein westliches Kaiserreich stiften sollte, so daß also dann Rußland und Oesterreich die zwei Hebel seien, durch welche das Leben der europäischen Menschheit bewegt werden sollte.

Joseph hatte den Zweck seiner Reise erreicht, und hatte somit hinreichenden Grund zu den Abschiedsworten, die er Katharinen zurief: »Ich habe mich gezeigt, wie ich bin, und werde die wenigen Tage, die ich mit Ihnen verlebte, als die glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens ansehen!«

Uebrigens muß hier noch bemerkt werden, daß weder Joseph noch Katharina sich über ihre gegenseitige Individualität und ihre Charaktere täuschten. Jedes erkannte, was es von dem Andern zu halten hatte.

Im zweiten Jahre nach dem Teschener Frieden starb Maria Theresia, nach einer vierzigjährigen Regierung,

64 Jahre alt, am 29. November 1780. Joseph, der nie vergessen hatte, die Mutter zu ehren, obgleich er in der Regierung nicht mit ihren Ansichten harmonirte, war tief durch diesen Verlust erschüttert. Als Maria Theresia auf ihrem Sterbelager Joseph so schmerzlich weinen sah, rief sie aus: »Ich bitte Dich, schone mich; dieser Anblick könnte mich um meine Fassung bringen.«

»Maria Theresia ist nicht mehr, schrieb Friedrich der Große an sein Cabinetsministerium; es beginnt eine neue Ordnung der Dinge.«

V.

Der Tod Maria Theresia's eröffnete Joseph II. den großen Wirkungskreis für seine ausgezeichneten Kräfte, sowohl innerhalb der Staaten der österreichischen Monarchie, als in den auswärtigen Verhältnissen. Auf seinen Reisen in den gesittetsten Ländern Europa's hatte er Welt und Menschen kennen gelernt, mannigfaltige Erfahrungen eingesammelt und tiefgreifende Pläne vorbereitet. Seit Karl's V. Zeiten hatte kein solcher Geist, wie er, auf Deutschland und Oesterreichs Throne gesessen. Allerdings war Joseph ein Zögling seines Zeitalters, dessen aufgeklärte Grundsätze in Hinsicht auf gesellschaftliche Ordnung, kirchliche Duldung, Preßfreiheit, Belebung des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handel für ihn nicht verloren gegangen waren. Dabei war Friedrich II. in vielfacher Beziehung sein Vorbild; nur daß Friedrich in seinen Ländern weder mächtige Stände, noch einflußreiche Priesterschaft vorgefunden, bereits 40 Jahre lang Europa mit seiner Größe ausgesöhnt und sein Verwaltungssystem im Umfange der preuß. Monarchie fest begründet hatte Anders war dieß in den einzelnen Ländern der österreich. Monarchie. Im Erzherzogthume, in Ungarn, in Belgien gab es Stände mit großen Vorrechten, deren plötzliche

Beschränkung reizte und erbitterte. Neben diesen bevorrechteten Ständen wirkte eine zahlreiche, die große Volksmasse leitende Geistlichkeit, die seit Jahrhunderten in jeder kirchlichen Angelegenheit lieber den Blick nach Rom, als nach Wien richtete. Dazu kam die stille Abneigung einer Menge von Beamten, welche Joseph's eigene rastlose Thätigkeit aus der bisherigen Gemächlichkeit unsanft aufregte, so wie sein Ernst nicht gefiel, mit welchem er die Verbesserung der Gebrechen in der Gerechtigkeitspflege, die pünktliche Erhebung und Vermehrung der Steuern und Abgaben, und die größere Anstrengung aller physischen und geistigen Kräfte für den öffentlichen Dienstbetrieb. — Entschieden neigten sich, während seiner Regierung, die helleren Köpfe der Monarchie dem neuen Lichte hin, welches Joseph am Horizonte Oesterreichs heraufführte; Oesterreich erhielt in dieser Zeit die ersten gediegenen deutschen Schriftsteller in seiner Mitte; der Kaiser selbst dachte und fühlte im Ganzen *mehr deutsch*, als Preußens Friedrich, dessen Bildungszeit noch in den Zeitabschnitt der Unvollkommenheit der deutschen Sprache und Literatur gefallen war. Der Kaiser hatte die Absicht, auch seine nicht deutschen Staaten nach deutscher Verfassung, Sitte und Cultur zu gestalten, und sie sämmtlich zur inneren Einheit zu verbinden, wenn gleich — im Geiste der damaligen Zeit, und nach dem Vorgange Friedrichs II. und Katharina's II., er überall als Selbstherrscher sich ankündigte, der, ohne Mitwirkung von Ständen, das Gute ausführen wollte, das er in der Seele trug. Denn so viele rasche Schritte Joseph's im Inn- und Auslande verkannt würden; so viele Mißgriffe er im Einzelnen in seiner Politik verschuldete; und so viele Spannungen in den erbländischen Provinzen und mit ausländischen Mächten nach seinem frühzeitigen Tode auszugleichen waren; so bleibt ihm doch der unvergängliche Nachruhm, daß er im Ganzen *das Gute* wollte, und

daß der Gedanke, Oesterreichs Staatskraft im Innern und nach Außen zu verstärken und zu befestigen, alle seine Pläne leitete, wenn gleich diese Pläne nicht ohne Eigenmächtigkeit, nicht ohne Raschheit, welche wohlerworbene Rechte wenig schonte, und nicht ohne die in der damaligen Politik vorherrschende Idee der Arrondirung der Staaten auf Kosten schwächerer Nachbarn, begonnen und ausgeführt wurden. —

So wie Maria Theresia gestorben war, glaubte man in Deutschland, Joseph werde sofort das Schwert gegen Preußen ziehen, allein der Kaiser sah, daß er jetzt selbst des Friedens bedürfe, um die Reformen, wovon er erfüllt war, erst in das Werk zu setzen.

Bevor aber Joseph sich seinen Reformen und ihrer Ausführung mit allem Eifer überließ, machte er gleich in den ersten Monaten seiner Alleinregierung eine Reise nach der, ganz außer dem österreichischen Staatenverbande liegenden, Niederlande. Die Niederlande war die einzige Provinz, welche Joseph bis dahin noch nicht besucht hatte. Er ging dahin, um den Zustand des Volkes und Landes zu prüfen, und die Bewohner günstig für sich zu stimmen, zumal da bei der Reform die Niederlande eine bedeutende Rolle spielen sollte, und sich gerade hier so viele seinen Neuerungsplänen widerstrebende Elemente vorfanden. Er trat seine Reise am 22. Mai 1781 an, und besuchte sämmtliche einzelne Provinzen der Niederlande sammt ihren Hauptstädten. Ueberall hinterließ er Zeichen seiner redlichsten Fürsorge für das Land, sowie denn auch einer der ersten Beweise seiner kaiserlichen Huld, die Erklärung Ostende's zu einem Freihafen war. Da ihm ein allgemeiner Freudenjubel umtönte, da man die Vortrefflichkeit seines Charakters und seiner Gesinnungen anerkannte, so glaubte Joseph gerade an dieser Niederländer Treue und Anhänglichkeit mit der stärksten Zuversicht, und — fand sich nachmals hierin am stärksten getäuscht. —

Von den Niederlanden aus begab sich Joseph II. nach Holland, wo er hier wieder durch die That bewies, daß er nur reis'te, um sich Kenntnisse zu sammeln und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, um so erfolgreicher für das Wohl seiner Staaten wirken zu können. Seine Rückreise nach Wien trat er über Frankreich an. Er blieb nur kurze Zeit in Paris und Versailles, um die alten Bande enger zu schließen, und kehrte am 14. August in seine Residenz zurück.

Joseph's erster Plan, die Reichsverwaltung zu beleben und der Kaisergewalt wieder mehr Einfluß zu geben, war ihm bald verleidet. Die langsamen Verhandlungen über das Reichsjustizwesen und die allseitigen Hemmungen durch die Religionspartheien fielen ihm höchst verdrießlich. Als ihm der französische Gesandte Breteuil nach dem Teschener Frieden sagte, Deutschland gebe ihm Mittel genug sich zu zeigen, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person gerichtet wäre und er die Umtriebe seiner Feinde selbst am besten kennte, erwiederte Joseph: »er könne nicht sagen, wie sehr er die Art von Geschäften verachte, welche ihm seine Eigenschaft als Kaiser auflege; der Gesandte selbst werde wissen, wie wenig ihn diese Dinge anziehen, auch werde er ihn so weit kennen, daß er die stets sich erneuernden Zänkereien der Religionspartheien mit einem vernünftigen Auge zu betrachten wisse; indessen, da diese Leidenschaften unaufhörlich Streitigkeiten hervorbrächten, welche vor seinen Richterstuhl kämen, so hätte er das Unglück, wenn er sich zu Gunsten der Kapuziner ausspräche, ohne sich sonst um sie zu bekümmern, außer wo sie Recht hätten, so schrieen die Protestanten, der Kaiser wolle sie vertilgen. Im Gegentheil, wenn er die Reclamationen der Protestanten gegründet finde, so verketzerten ihn überall die Priester und Mönche, und sagten, das Reichsoberhaupt verlasse die Religion und wolle sie ändern.« Um so mehr beschloß

Joseph, alle seine Thätigkeit den Erblanden zuzuwenden, ohne jedoch das erste Diadem der Welt zu vergessen.

Die sämmtlichen österreich. Staaten waren damals fast so groß, als das deutsche Reich; mehr als ein Drittheil derselben gehörte zu diesem.

Ein Hauptgebrechen der vorangeganen Staatsverwaltung war Vernachlässigung der Finanzen gewesen. Die Milde und Wohlthätigkeit der Kaiserin-Königin, mitunter auch eine gewisse Schwäche für das Bestehende, trug hievon die Schuld. Joseph II. kündete sofort als sparsamen und strengen Staatswirth sich an. Er persönlich, durch die einfachste Lebensweise, schärfte die Lehren der Mäßigung und patriotischen Entsagung ein. Daher glaubte er auch, von Andern sie fordern zu können, und reformirte — etwas hart, zumal auch der Gnadenverleihungen der Mutter und ihres sogenannten »Kammerbeutels« nicht achtend — den Hof, sowie den Stand der Pensionisten und Beamten. Er schnürte den Kammerbeutel ganz zu, erließ aber ein Pensionsregulativ, nach welchem 10 Jahre untadelhaften Dienstes Anspruch auf ein Drittheil, 25 Jahre auf die Hälfte, 40 Jahre auf die ganze Summe des bezogenen Gehaltes als Pension gaben. Alle Zweige der öffentlichen Einnahme und Ausgabe wurden einer sorgfältigen Regel unterworfen, ein strenges Rechnungswesen eingeführt, und die Füllung der Staatskassen emsigst auf jede Weise betrieben. Auch bedurfte der österreich. Staatshaushalt solcher Wiederherstellung; ob dabei Einiges übertrieben ward in der Strenge, mag, je nach dem Standpunkt der Beurtheilung, bejaht oder verneint werden.

Baron Hormayr spricht sich in Bezug auf die neuen Finanzoperationen Joseph's so aus: «Der Wunsch war der aufstrebenden Seelengröße dieses Kaisers vollkommen würdig, so wie allgemeine Gleichheit der Rechte, so auch unverrückte allgemeine Gleichheit der Abgaben Aller in seinem Reiche einzuführen, welches auf den Fall des

Gelingens, unstreitig das mächtigste hätte werden müssen, indem die größte und eine unzerstörbare Macht auf die Zufriedenheit der Unterthanen beruht. So lange auch Oesterreich ein geschlossenes Gebiet und im Besitz wahrhaft einziger Hausprivilegien war, so sehr auch Religionskriege und damit verbundene Güter-Confiscationen, Landesverweisungen und Blutgerichte, im Anbeginn des dreißigjährigen Krieges, unter Ferdinand II., die Gestalt der Sachen verändert hatten, bleibt es nichts desto weniger unstreitbar, daß die wahre landesherrliche Kraftvollkommenheit sich allererst unter Maria Theresia vollkommen ausgearbeitet habe. Vor ihr war das Steuerwesen und die meisten Landeseinkünfte, bis auf wenige Regalien und Gefälle, in der Stände Gewalt. Niemand hatte so sehr, wie Maria Theresia, gleich beim Anfange ihrer Regierung, den Abgang des Allernothwendigsten, eines Schatzes, gefühlt, den die pragmatische Sanction sehr schlecht ersetzte, über dessen Abgang sie bald ihre Länder verloren hätte. Gleich nach dem Aachener Frieden (1748) richtete zuvor die Unsterbliche auch hierauf ihr Augenmerk, ließ in allen deutschen Erblanden ein Urbarium aufnehmen, und einen neuen Steuerfuß einführen; allein wie sehr hatten sich in den seithin verflossenen 35 Jahren alle Verhältnisse, Kräfte und Bedürfnisse verändert? Selbst den unbedingten Anhänger des Alten, konnten dieses Steuersystemes nothwendige Mängel nimmermehr entgehen. — Joseph war nach seiner eigenthümlichen Weise rasch entschlossen, nicht es zu verbessern, sondern es durch eine ganz neue Schöpfung zu ersetzen. Er selbst entwarf eine eigenhändige Vorschrift und Rechtfertigung: »Ein klarer und richtiger Steuerfuß sei das größte Glück des Landes — Grund und Boden sei die einzige Quelle aus welcher Alles komme, und in welche Alles zurückfließe, — deßwegen müsse der Grund und zwar ohne Unterschied des Besitzers, die Bedürfnisse des Staates

tragen. Verfassungen und Vorrechte vermögen dagegen nichts. Die Obrigkeiten seien nicht vor den Unterthanen dagewesen, die Unterthanen nicht für die Obrigkeit da. Es müssen daher alle Gründe ohne Ausnahme gleichmäßig, d. h. nach Verhältniß ihres Ertrages, besteuert werden. Dieser sei nach der Ausmessung, nach einem zehnjährigen Durchschnitte, und nach dem Marktpreise zu bestimmen, und 40 pr. Ct. abzugeben. An die Obrigkeiten wäre für Schutz, Gerechtigkeitspflege eine Kopfsteuer, gleich der Hälfte der Grundsteuer, zu erlegen. Der Werth der Frohndienste wäre in Geld zu bestimmen, und sie müßten abkäuflich sein. Dazu brauchte man nur irgend eine Herrschaft zu prüfen, dann könnte man durch die Regel de tri das Billige in allen Provinzen finden. Gegen jene 40 pr. Ct. würde sodann der Staat alle andern Abgaben abschaffen, den innern Handel und Wandel gänzlich freigeben, und die fremde Einfuhr hemmen, welches Alles der Nation eine außerordentliche Schnellkraft geben müßte.« Im April 1784 wurde dieses neue Steuersystem verkündiget. Nach 5 Jahren Klage und Unzufriedenheit über dasselbe. Anderthalb Monate nach Joseph's Hintritte dasselbe aufgehoben und auf das alte zurückversetzt.«

Ackerbau, Gewerbe, Handel erfreuten sich natürlich der sorgsamsten Pflege des gleich verständigen als eifrigen Staatswirths. Mit Bewunderung sah man in den österreichischen Staaten in kurzer Zeit die schönsten Manufacturen und Fabriken hoffnungsvoll aufblühen, den Handel belebt und den Ackerbau durch den neuen Zustand des Ackerbauers gehoben. Schon Maria Theresia hatte seit 1772 bestimmte Annäherung zur Milderung der Leibeigenschaft gethan; allein Joseph tilgte die Leibeigenschaft nun ganz, und versetzte endlich den gedrückten Landmann dadurch in einen menschlicheren Zustand, in Erwägung: »daß die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einfüh

rung einer gemäßigten Unterthänigkeit, den nützlichsten Einfluß auf die Verbesserung der Landeskultur und Industrie habe, auch Vernunft und Menschenliebe dieser Aenderung das Wort sprechen.«

Bei aller Strenge jedoch in Unterlassung jedes unnöthigen Aufwandes, wußte Joseph, wo er als Gründer auftrat, mit kaiserlicher Hand zu schaffen und zu geben. Die Josephinische Academie für Aerzte und Wundärzte, die Kaiserliche Bibliothek, verschiedene Krankenhäuser und Militairanstalten u. a., die er theils stiftete, theils bereicherte, sind Denkmäler seiner Großherzigkeit.

Hiernächst legte Joseph an die Verbesserung der gesammten polizeilichen und Rechtsgesetzgebung die sorgsame und unermüdete Hand. Zwar war ihm nicht gegegeben, hierin die Vollkommenheit zu erreichen. Die Grundsätze waren noch schwankend, die Erfahrung zu wenig befragt, die Hast des Vollenders zu groß. Manches kaum Gebaute mußte daher wieder niedergerissen werden, weil üble Erfolge oder Schwierigkeiten der Ausführung etwas Anderes riethen, und solche Unstätigkeit schadete dem Ansehn auch desjenigen, welches stehen blieb. Dennoch schritt die österreich. Gesetzgebung jener der meisten anderen Länder voran, und die Civil- nnd Criminalgerichts-Ordnung (nicht also das Gesetzbuch) erschienen als würdige Früchte einer erleuchteten Zeit. Doch, schreibt Hormayr: »die an die Stelle der Todesstrafe getretene Anschmiedung im ewigen Gefängniß und das Schiffziehen, waren wahrhaftig nicht auf Besserung, noch auf Beispiel berechnet, eben so wenig im Einklang mit der milderen Sitte der Zeit und im seltsamsten Widerspruche mit dem phylantropischen Zetergeschrei über die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe und der peinlichen Frage. — Bei den gerade damals so oft und so laut posaunten Gemeinplätzen: wie jeder Bürger, so sei auch der Fürst unter dem Gesetze und nur dessen erster Diener, ge-

wann es ein gar sonderbares Ansehen, als Joseph einige Male die von den Gerichtsbehörden ausgesprochene, gesetzliche Strafe verschärfte und das Gesetz zurückwirken ließ! Unter Maria Theresien hatten Geburt und Würde manchen Verbrecher, wenn auch nicht zu gelinderer, doch zu geheimer Bestrafung verholfen. Man besorgte nämlich mit Recht, die schlecht unterscheidende, nur vom augenblicklichen Eindruck fortgerissene schadenfrohe Menge, möchte das Brandmal der öffentlichen Strafe nicht nur auf den Verbrecher selbst beziehen, sondern auch auf seinen Stand und seine Stelle. Die öffentliche Züchtigung eines Großen, eines Geistlichen, eines angesehenen Staatsdieners, möchten dem heilsamen Ansehen und Einfluß des Cultus, des Adels und des Amtes selbst nachtheilig sein. Joseph hingegen verfolgte vielmehr, mit auffallender Begierde, den Gesichtspunkt, die Gerechtigkeit solle für Jeden gleich unerbittlich, unbestehlich sein, kein Stand, kein äußerer Glanzschimmer vor Strafe und Schande. Es sei vielmehr ein Glück, wenn recht große Opfer diese große Wahrheit besiegelten!« —

Der Flecken, der bisher mit der unehelichen Geburt, und mit gewissen, gleichwohl unentbehrlichen Beschäftigungen verbunden war, wurde aufgehoben, die, zumal in Ungarn so zahlreichen, von der Geige, vom Pferdehandel oder vom Betrug lebenden Zigeuner wurden einem arbeitsamen, bürgerlichen Dasein zurückgegeben.

Die Sitten-, Ordnungs- und Sanitätspolizei empfing ebenfalls viele Verbesserungen und neue Gesetze. Alle in den Erblanden bestehenden Wuchergesetze wurden aufgehoben, dagegen festgesetzt, daß künftig bei hypothekarischer Sicherheit nur 4 Procent, in Wechselschulden dagegen 6 Procent Zinsen berechnet werden sollten. Strenge wurden alle Becker, Metzger, Wirthe, Apotheker u. s. w., gestraft, welche wegen Gewicht, Maß, Taxe u. dgl. die Verordnungen übertraten. Besonders Hazardspielen u. s. w.

wurde verboten. Auch das Begraben von Leichen in Kirchengrüften. Vielmehr ward angeordnet, daß keine Kirchhöfe, keine Spitäler u. s. w., errichtet oder geduldet werden sollten, wo die Ausdünstungen leicht auf die Bewohner der Umgegend schädlich einwirken könnten. Streng ließ Joseph auf die bestehende Paßordnung sehen. Schön sind Josephs Satzungen in Sachen des Armenwesens und seine Thätigkeit für Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten in den verschiedenen Theilen seiner Monarchie. Seine Absicht war dabei, die Bettelei abzustellen und die Armen zu versorgen. Die Waisenkinder befahl er zu unbemittelten aber redlichen Landleuten und Handwerkern zur Verpflegung zu geben, damit die Waisen schon frühzeitig zu einem bestimmten Lebensberuf, in der Regel zu einem nützlichen Handwerke herangezogen werden sollten.

Was noch andere Theile seiner neuen Gesetze und Verordnungen betrifft, so wollen wir nur noch zwei derselben berühren. Das Gesetz für die Censur, und das über die Ehe.

Seine Ansicht war bei dem ersteren, der geistigen Thätigkeit seiner Unterthanen so viel als möglich Freiheit zu lassen, und dieselbe nur da zu beschränken, wo die gewünschte Aufklärung unerreicht blieb oder Religion, Zucht und Sitte in Gefahr kamen. Ein Paragraph seiner Verordnung hieß sogar so: »Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt.« —

Und was die Ehesachen im Reiche betraf, so erließ Joseph im Patent vom 16. Januar 1783 Verordnungen, die der bisherigen Praxis entgegen waren. Es hieß näm-

lich in 52 Paragraphen: daß die Ehe als bürgerlicher Vertrag und die daraus fließenden Gerechtsamen und Verbindlichkeiten, ihre Kraft und Bestimmung ganz allein von den landesherrlichen Gesetzen erhalten sollten. Demnach wurden alle Eheverlöbnisse für null und nichtig erklärt. Zur Abschließung aber eines gültigen Ehevertrages waren alle die fähig, welche nicht durch die festgesetzten Ehehindernisse (Minderjährigkeit im Falle der Nichteinwilligung der Aeltern; Blutsverwandte von den bekannten Graden; Verschiedenheit des Glaubens zwischen Christen und Nichtchristen; überwiesene Ehebrecher), unfähig erklärt wurden. Ehescheidungen ohne Anlaß von Ehehindernissen sollten durch Uebereinstimmung der Gatten ausgewirkt werden können, und nach vollzogener Ehescheidung es den Geschiedenen (aller Confessionen) freistehen, sich abermals zu verehelichen u. s. w.

Von seinen Beamten allen verlangte Joseph ernst und strenge die größte Anstrengung aller physischen und geistigen Kräfte, für die öffentliche Dienst- und Pflichttreue, Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit. Er führte deßhalb die Conduit-Listen oder Tabellen über eines jeden Beamten Besoldung, Fähigkeiten, Dienstalter, Fleiß, Kenntnisse, Amtsverrichtung, sittliches Betragen u. s. w. ein. Alle 6 Monate mußten diese Listen dem Kaiser von den einzelnen Vorständen eingereicht werden. Dennoch erfuhr Joseph nicht die volle Wahrheit; vielmehr erzeugte diese Verordnung ihm sogleich die Abneigung der Beamten, und zwar vieler, welche seine rastlose Thätigkeit aus der bisherigen Gemächlichkeit unsanft aufregte.

Doch auch früher hatte Oesterreich sparsame, dem Staatshaushalt sorgfältig ordnende, in mehreren Zweigen der Gesetzgebung verdienstvoll arbeitende Fürsten gehabt. Was aber Joseph II. theils vor den Meisten seines Hauses, theils vor Allen auszeichnet, daß war seine Liebe zur Aufklärung, seine duldsame Gesinnung und sein dem

Bürger und Bauer gegen die Anmaßungen und Privilegien der höheren Stände zugewandter Schutz.

Kaiser Joseph, wenn er auch eine Art von Abneigung gegen Gelehrsamkeit und Gelehrte gehabt hätte, als er an das Staatsruder kam, wie Baron Hormayr behauptet, wollte dennoch die Nation befreien von den Fesseln des Vorurtheils und des aus barbarischen Zeiten stammenden historischen Rechts, und ward daher ein Freund der Aufklärung seines Volkes. Er wollte sein Volk betriebsam, wohlhabend, in Kriegs- und Friedenszeiten ausgezeichnet machen. Verbesserter Unterricht war hiezu die erste Bedingung. Josephs Verdienst, das er sich bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe erwarb, war ein zweifaches, einmal, daß er die Anzahl der öffentlichen Schulen um ein Namhaftes vergrößerte, und dann, daß er den Unterricht selbst zu verbessern und namentlich denselben mehr für das praktische Leben umzubilden suchte. Er gründete Normalschulen, deren Vortrefflichkeit selbst das Ausland anerkannte, vermehrte allenthalben, dotirte uud regelte nicht allein die besser mit Lehrgegenständen bedachten Volksschulen, sondern auch die Gymnasien, wo nicht allein mehr Lateinisch, sondern auch Geographie, Natur- und Weltgeschichte, Mathematik ꝛc. ꝛc. gelehrt werden mußte, und Universitäten mit ihren Attributen. Er schrieb nur sorgfältig geprüfte Lehrbücher zum Unterricht vor. Er schaffte die bisher sehr im Schwunge gewesenen Körperstrafen bei Schüler ab, und befahl nur Strafen, welche lediglich das Ehrgefühl der jungen Leute in Anspruch nehmen. Die äußere Stellung der Professoren und Lehrer suchte er durch verschiedene Auszeichnungen ꝛc. zu heben. So sorgte Joseph für eine gute Geistesbildung seiner Nation, von dem einmal Hormayr in einer Stelle seiner allgem. Geschichte schreibt: »Josephs Erziehung hatte mit den großen Ansprüchen seines erhabenen Berufs keineswegs im Einklange gestanden. Späterhin war es

nicht mehr an der Zeit, sich aus den Quellen zu bilden. Sohin erübrigte nur der allgemeinste als der kürzeste Weg: Handbücher, Magazine, Encyclopädien! daher so manches Oberflächliche und Allgemeine, Anziehendes statt des Gereiften, Witz statt Gründen, Geringfügiges statt des wahrhaft Wichtigen und das Hohe und Große nur in dem engen Kreise der sciences exactes! Daher in Joseph's Handbilleten so oft der Wiederschein der damals alle bessern Köpfe und edleren Herzen beschäftigenden und leider auch irre machenden physiokratischen Grundsätze, daher daß, wie schon der Engländer Coxe bemerkte, in diesen Handbilleten auch nicht eine der Neuerungs-Ideen fehlte, welche die constituirende National-Versammlung in Frankreich, zu gleicher Zeit, in gährenden Umlauf gesetzt hat.« !!

Josephs schönste Gabe an seine Völker war die Vollendung dessen, wozu schon 1772 seine unvergeßliche Mutter, die entscheidendsten Schritte gethan: ein groß durchgedachtes Toleranzedict in Hinsicht der verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse vom 15. October 1781. Wie enge band er dadurch nicht, vieler andern wohlthätigen Folgen zu geschweigen, die ungarischen Protestanten und Reformirten an die Krone und an seine Person. Er verbesserte den bürgerlichen Zustand der Protestanten und der nicht unirten Griechen. Musterhaft auch waren Josephs Verordnungen zur Annäherung der Juden an die bürgerlichen Verhältnisse seiner übrigen Unterthanen, die Aufhebung aller entehrenden Bezeichnungen, die Eröffnung gemeinsamer Wege und Mittel der Bildung, der Gewerbe, des Handels, Eigenthums, ja selbst Aemter und Würden im Staate. Wenige europäische Reiche, so großes Geschrei sie auch sonst von ihrer Aufklärung machten, haben das Große und Menschenfreundliche von Joseph's dießfälligen Ideen, ganz oder anders als sehr spät und

vom ewig fortrückenden Zeitgeiste schlechterdings gezwungen, erreicht.

Wichtig und Erstaunenerregend waren die Reformen, die Joseph in der herrschenden Kirche seiner Monarchie eintreten ließ. Viele der neuen kirchlichen Verordnungen waren wie Hormayr darthut, weise und preiswürdig; allein er meint doch, daß die Bildung der Menge bei Weitem noch nicht zu jener Stufe selbstständiger Festigkeit gediehen sei, als daß man sie so auf einmal, so ohne Weiteres, der geistlichen Vormundschaft, wie sie damals war, hätte loszählen sollen (und können). Auch wünscht er einen viel langsameren und milderen Weg, als den Joseph gegangen. Joseph hob 624 Klöster auf im Umfange der Monarchie, deren Vermögen jedoch nicht in die Chatoulle und nicht in die Kriegs-Casse, sondern in die Religions- und Studien-Casse floß. Dafür stiftete er mehr als 4000 Local-Kaplaneien. Die allzu weitläufigen reichen Pfarreien zerstückelte er, wegen des Anwachsens der Bevölkerung. Für die tüchtige Heranbildung eines »nützlichen« Priesterstandes errichtete er die sogenannten General-Seminarien. Er gab eine neue Gottesdienst-Ordnung, worin auf das Genaueste bestimmt war, wann und auf welche Weise der Gottesdienst abzuhalten sei. Seinen Geistlichen verbot er, das deutsche Kollegium in Rom zu besuchen. Er hob alle Verbindungen österreich. Klöster mit auswärtigen Ordens-Obern und Congregationen auf. Er unterwarf alle päpstlichen Bullen der landesherrlichen Untersuchung. Er stellte alle Geldsendungen nach Rom ein. Er schnitt alle Versuche der Curie, dem landesherrlichen Juri circa sacra Eintrag zu thun, durch die plötzliche unumwundene Erklärung ab: die päpstlichen Nuntien seien nichts anders, als politische Agenten und Gesandten an den Höfen, bei welchen sie residirten 2c. 2c. Er gab den erbländischen Bischöfen die völlige Gerichtsbarkeit der geistlichen Sachen, mit Auf-

hebung der Nachsuchung der Dispensation in Rom. Er besetzte eigenmächtig die Bisthümer und Abteien in der Lombardei 2c. Den Predigern wurde zur unerläßlichen Pflicht gemacht, bei ihren Vorträgen beständig Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Zuhörer immer das lautere Evangelium wieder erkennten, daß die Unwissenden belehrt und Alle zur Sittlichkeit ermahnt, auf die ihnen zustehenden Pflichten gehörig hingewiesen und im rechten und wahren Glauben gestärkt und gekräftigt würden. Darum suchte er auch den Aberglauben, Vorurtheile einer früheren trüben Zeit, auszurotten.

Einer besondern Fürsorge hatte sich unter Joseph II. das Bauwesen zu erfreuen. Alle Zimmerleute mußten geprüft sein; die Baudirectionen, (in jedem Landtheile wurden solche geschaffen), mußten zu allen im Lande vorkommenden Bauten die Risse und Ueberschläge fertigen u. s. w. Das Bergwesen erhielt durch Joseph eine ganz neue, gebesserte Gestalt. Eine Berggerichtsordnung wurde 1788 regulirt; ein Berggericht errichtet, wohin alle den Bergbau betreffende Streitigkeiten gewiesen wurden, und ihre Satzungen festgestellt; den Bergleuten ihr ganzer Gehalt als Pension zugesichert, wenn sie über 40 Jahre gedient hatten; in Ungarn fünf Berggerichte aufgestellt u. s. w. Was Josephs Sorge für die Forstcultur betrifft, so erließ er den Befehl, die in dem holzarmen Mähren früher bestandenen Wälder wieder herzustellen; gab strenge Befehle gegen den Forstfrevel und erließ 1787 einen ausführlichen Unterricht, wie die Wälder erzogen, besser aufgebracht, vermehrt und conservirt werden könnten. Rücksichtlich des hiermit in enger Verbindung stehenden Jagdwesens war der Kaiser hauptsächlich darauf bedacht, daß der Nachtheil, welcher bisher auf einzelnen Punkten der Monarchie, durch zu großes Hegen des Wildes den Unterthanen, namentlich den Landleuten, gebracht worden war, so viel als möglich vermindert wurde. In dem

Postwesen kamen eine Menge Mißbräuche, die bisher den Handeltreibenden wie dem reisenden Publicum oft Veranlassung zu den bittersten Klagen gegeben hatten, im Wegfall. Endlich wollen wir nur noch anführen, daß seine Reformen im Militairwesen nicht gering und recht gut waren. Seine Armee mußte im Frieden zum Kriege sich tauglich machen. Das Verdienst machte seinen Weg. Er sicherte dem Militairstande jenen Nimbus der Ehrenhaftigkeit zu, der allein im Stande ist, namentlich in Friedenszeiten dem Soldaten die gebührende Würde und das nöthige Ansehen zu gewinnen und behaupten. Es durften keine schlechten Subjecte zum Militair als Strafe mehr abgegeben werden; kein Verbrecher durfte mehr untergesteckt werden; es wurden vielmehr alle Verbrecher, die zu einer öffentlichen Arbeit verurtheilt waren, für untauglich zum Militairdienste erklärt. Joseph gab ferner Bestimmungen über die Werbdistricte, über eine zweckmäßige Versorgung der Invaliden, errichtete eigene Erziehungshäuser für die Soldatenkinder, gründete die Wienerisch-Neustädter-Militairakademie, wo taugliche Officiere gebildet wurden u. s. w. u. s. w., und bewahrte überhaupt dem Militairwesen, auch als Selbstherrscher, jene vorzügliche Fürsorge, die er demselben bereits als Mitregent geschenkt hatte.

So wurde nun Verwaltung, Regierung, Unterricht, Erziehung, die Einrichtungen der Religionsverhältnisse und die Gesetzgebung und Rechtspflege — Alles anders. Und Alles ist anders geworden, wie Schlosser sagt, lediglich durch des Monarchen Willen, der bei der Ausführung seines Werkes weiter keinen Gehülfen suchte und benutzte, als seinen eigenen gesunden Verstand, den er dem Herkommen und Schlendrian, der Politik des Pedantismus, der Rechtswissenschaft, dem herrschenden Aberglauben, der Verfassung und allen Urkunden entgegengesetzt.

Weil Joseph begeistert war für den Gedanken, alle Völker seines Staatenbundes zu einem großen Ganzen zu verschmelzen, so nahm er dabei, um zum Ziele zu gelangen, nicht Rücksicht auf die Volksthümlichkeit und das geschichtlich Hergebrachte. Und deßhalb suchte er vor Allem seine nichtdeutschen Staaten nach deutscher Verfassung, Sitte und Cultur, namentlich die Ungarn und Niederländer, zu gestalten. Von den Reformen Josephs in Ungarn hat die Partheienwuth die meisten im Augenblicke ihrer Wirksamkeit gehässig entstellt. Dem hellen Blicke Joseph's, jeder Ungleichartigkeit fremd und feind, war eben die Ungleichfertigkeit des Vereins zwischen Ungarn und dem österreichischen Gesammtstaate hart aufgefallen. Zwei Jahrhunderte hindurch, halb aufrührisch, halb türkisch, hatten die deutschen Provinzen zu seiner Befreiung und Bezwingung Gut und Blut aufgesetzt. Die Linien Wiens erhoben sich nicht gegen die Türken, sondern gegen Ludwigs XIV. gefährlichste Bundesgenossen, die ungarischen Rebellen. Bei jener ewig ruhmwürdigen Vertheidigung Maria Theresia's, vertheidigten die Ungarn doch auch zugleich sich selbst. Was wäre wohl bei der Zerstückelung der österreichischen Monarchie, aus ihrem, sich eben erst von den schweren, vielfach selbst geschlagenen Wunden der Vergangenheit sich erholenden Vaterlande geworden? Joseph II. schien der ungleiche Vertrag unbillig, kraft dessen bisher die kleineren und ärmeren Provinzen für den Gesammtstaat weit mehr getragen und geleistet hatten. Ihm konnte nicht entgehen, daß die Ungarische Constitution kein System, kein geordnetes Ganze, daß sie nur ein successives Werk der Zeiten, eine historische Erscheinung, eine Sammlung von Bruchstücken und häufigen Widersprüchen, ja daß diese Sammlung selbst, seltsam genug, das Werk eines übel berüchtigten Landesverräthers Verboecz sei, — daß seitdem alle Nachbarn im Westen, Osten und Norden ihre schlummernden Kräfte ganz anders entwickelt hatten,

daß die Machtquellen des Credits, der Finanzen, der stehenden Heere, auf eine ganz andere Höhe getrieben waren. Von der Art und Weise, wie Verschwörungen benutzt werden können, um absolute Gewalt zu gründen, geben Augustus und Napoleon Bonaparte bei der hochwillkommenen Anzettelung eines Murena und der Verschwörung von Pichegru, Georges und Moreau, ein ganz anderes Beispiel, als bei dem Hochverrathe eines Wesselenyi, Rococzy, Zriny, Nadasdy, Frangipani und Tattenbach gegeben wurde. Ampringen war ein gar erbärmlicher Ximenez, und das Blutgericht von Eperies erregte wohl ganz den glühenden Haß, aber nicht die versteinernden Schrecken der Inquisition. Als Ludwig XIV. und Friedrich II. mit aller Ueberlegenheit der Macht und des Genies auf Oesterreich eindrangen, widerstand Oesterreich nur mit äußersten Kräften. Ungarn, seine rechte Hand, war gebunden. Was die persönliche Begeisterung für Maria Theresia that, das wiederholte sich deßhalb nicht in jeder Stunde der Gefahr und Noth und Schlesien wurde dadurch gleichwohl nicht wieder erobert. Auch wirkte nicht weniger die Mittelmäßigkeit, Saumseligkeit und Uneinigkeit der Feinde Schlesiens. Welcher unendliche Fortschritt an Geist und Kraft, Nationalreichthum und Segen, sind Ungarn und die Ungarn nicht noch empfänglich? Daß ihre Heldenrolle auf der großen Weltbühne noch lange nicht ausgespielt sei, erkannte, fühlte Niemand deutlicher als Joseph. »Misera contribuens plebs,« ein g e s e t z l i c h e s Wort, empörte seine menschenfreundliche Seele.

Deßhalb verwarf er in Ungarn den bisherigen »willkürlichen, fehlerhaften, unbilligen und beschwerlichen« Contributionsfuß, und ließ das Land vermessen, um auch in demselben seine neue Steuerregulirung einzuführen. Er wollte nicht mehr dulden, daß das Vorrecht des Adels sei, »nichts beizutragen«, sondern sich selbst zu besteuern,

und um den »unterdrückten Landmann — misera contribuens plebs — aufzuhelfen, mußte der Edelmann auch zum Landesbedürfnisse steuern. Die Jura fiscalia wurden aufgehoben; das onus insurgendi gemildert. Mehrere Landestribunalien erhielten andere Namen, andere Beisitzer, eine andere innere Verfassung. Statt der Obergespanne traten königliche Commissarien in die Verwaltung der Comitate. Diese erhielten zugleich eine neue, an mehreren Orten mehr der geographischen und militairischen Lage angepaßte Einrichtung. Die deutsche Sprache sollte, mit Verdrängung der lateinischen und ungarischen, ausschließend Geschäfts- und Landessprache werden, Jeder sie binnen 3 Jahren erlernen, der seine Stelle behalten wollte, die Conscription in Ungarn stattfinden, wie in den deutschen Erblanden, bei welcher Gelegenheit zum ersten Male die argen Irrthümer über die wahre Seelenzahl des Reiches an das Tageslicht kamen. In Ungarn und Siebenbürgen verschwand der dreiggespaltene Unterschied der Ungarn, Sachsen und Szekler. Die Leibeigenen wurden frei erklärt.

Allein gegen alle Schritte Joseph's war schon im Voraus in Ungarn ein Misvertrauen verbreitet, weil Joseph sich nicht hatte in Ungarn zum König krönen lassen. An der Krönung lag nichts. Denn, ehe das Geschenk dieser heiligen Krone aus Byzanz kam, hatten die früheren Herzöge und Könige eben so gültig und gut regiert. Herrschte ja sogar Matthias Corvinus mehre Jahre und dennoch glorreich in Ungarn. Allein hinter der Nichtkrönung Joseph's ergrübelte der rege Argwohn, nicht des Kaisers längst bekannten Widerwillen gegen alle Umständlichkeiten und Ceremonien, sondern nur seinen festen Entschluß, Autokrat zu bleiben und den Inauguraleid nicht zu schwören. Das Mißtrauen stieg, als Joseph im April 1784 die heilige Reichskrone vom Schlosse und h. Krönungs Hügel zu Preßburg nach Wien — wie ein Fami-

lieneigenthum — in die kaiserl. Schatzkammer abführen ließ. Und bei Josephs Reformen verwandelte sich endlich dieses unselige Mißtrauen der Ungarn in eine noch unseligere Leidenschaft.

Blicken wir nach den Reformen Joseph's im Erbreiche, auf das deutsche Reich, so ergiebt sich, daß diese Umgestaltung Oesterreichs nicht ohne Eindruck und Einfluß auf dasselbe blieb.

War es auch im deutschen Reiche eine erfreuliche Erscheinung, daß von Wien aus Denkfreiheit, Religionsfreiheit u. s. w. ausgingen; war es beschämend für die ganz französisch gemodelten deutschen Höfe, daß Joseph an dem seinigen die französische Sprache verbannte oder nur im Nothfalle zuließ; war es noch beschämender für die kleinen Despoten, zu erfahren, wie Joseph überall die Menschenfreiheit verkündete; überall persönlich die Noth der untersten Klassen aufsuchte, auf einer Reise selbst den Pflug ergriff und allen Ständen mit seltener Menschenfreundlichkeit entgegen kam, während er die Bedrückung der Beamten mit unnachtsichtlicher Strenge ahndete, so zeigte sich andrerseits bald, daß Joseph, in seinem Drange zu reformiren, seine Versuche, als Autokrat nur nach seinem besten Ermessen zu handeln, über die Grenze seiner Erbstaaten, in das Reich selbst hinaus, ausdehnte. Zu diesen Versuchen gehörte, daß er das Recht, Panisbriefe zu ertheilen, und dadurch eine ihm gefällige Person irgend einem deutschen Stifte oder Kloster, zur Verleihung einer Laienpfründe zu verhelfen, d. i. zur ihn lebenslänglich zu versorgen, seit 1783 auf alle mittelbare und unmittelbare deutsche Stifte ausdehnen wollte. Joseph nahm keine Rücksicht auf den Umstand, daß das kaiserliche Recht, Panisbriefe zu geben, nur auf ein Herkommen beruht, welches nur dort gelten kann, wo es erweislich ist, und daß weder ein Herkommen, noch ein Reichsgesetz, eine allgemeine Ausdehnung dieses Rechtes

auf alle Stifter und Klöster des Reiches begünstige. Joseph sendete nicht allein in katholische, sondern selbst in lutherische Reichsländer solche Panisbriefe. Und nicht einmal immer ertheilte er Panisbriefe; sondern er stellte an die schwäbischen Reichsprälaten das Ansinnen, Absenzgelder für solche Brodbriefe zu entrichten, deren Ertheilung zwar seit Jahrhunderten von den Kaisern war unterlassen worden, aber doch möglich gewesen wäre. Aber die wenigsten Panisbriefe wurden angenommen, sondern mit Protest zurückgesendet. Vorzüglich thaten Letzteres Braunschweig-Lüneburg, Preußen, Würtemberg ꝛc. Doch machte der kaiserliche Hof keine weitere Versuche, sein Vorhaben durchzusetzen. Aber mit weit mehr Beharrlichkeit führte Joseph den Entschluß aus, alle fremde Diöcesan-Gewalt in seinen Staaten aufzuheben. Als der Bischof von Passau, Leopold von Firmien, am 13. März 1783 starb, ließ Joseph dem Kapitelverweser in Passau schreiben: daß die Lande ob der Ems nebst dem Innviertel von nun an von der Diöcese Passau getrennt seien. Aller Beschwerden und Klagen ungeachtet, blieb es bei diesem Entschlusse Joseph's, und die Passauischen Diöcesanrechte gab er theils dem Bischofe von St. Poelten, theils dem neuen Bischofe von Linz. Den Bischof von Salzburg zwang er, am 19. April 1786, seinen Diöcesanrechten in Steiermark, Kärnthen und Innviertel zu entsagen. Endlich griff auch Joseph in das Staatenverhältniß von Deutschland durch seine Schritte in den Niederlanden ein.

Als Joseph bei seinen Reisen in den Niederlanden den viel höheren Wohlstand der vereinigten Staaten gewahrte, den sie nach seiner Ansicht hauptsächlich der bisherigen Handelsbeschränkung seiner niederländischen Provinzen zu danken hatten, erwachte in ihm der Vorsatz, diesen um so mehr zu Hülfe zu kommen, und sie für seine germanistischen und kirchlichen Reformen zu gewinnen.

Er verlangte diktatorisch im November 1787 von dem Freistaate der Niederlande die Aufhebung des seit dem Utrechter Frieden bestandenen Barriere-Traktats, der, schon mehrmals angefochten, bei der jetzt bestehenden Freundschaft mit Frankreich keinen weitern Werth mehr haben könnte. Die niederländischen Truppen mußten sich aus seinen belgischen Festungen entfernen; die Schleifung der Festungen fand statt, und somit ward auch der Schatten eines Dammes gebrochen, wovon sich die Folgen noch gar nicht voraussehen ließen. Dann forderte er 1785 von den Holländern geradezu Oeffnung der Schelde zur Herstellung des Seehandels, welchen Spanien schon im münsterschen Frieden (1648) den katholischen Niederlanden vergeben hatte, und in dessen Besitz die vereinigten Staaten auch im Utrechter Frieden wieder bestätigt worden. In demselben Zeitpunkte stand Joseph im Begriff, auch die Donauschifffahrt bis in das schwarze Meer auszudehnen und somit auf zwei entgegengesetzten Punkten dem österreichischen Handel die größtmöglichste Ausbreitung zu geben. Von den Holländern hatte er wegen der durch den englischen Krieg herbeigeführten Unfälle und wegen ihrer innern politischen Spaltungen eine so geringe Meinung, daß er bei dem Befehl, Handelsschiffe unter seiner Flagge auf der Schelde auslaufen zu lassen', auf die Warnungen Kaunitz's erwiederte, sie werden nicht schießen. »Sie haben doch geschossen« berichtete bald Kaunitz nach Ungarn. Die Holländer wiesen zwei Male mit Gewalt die Schiffe zurück, die unter kaiserlicher Flagge die Schelde herabfuhren. Vergennes, französischer Minister, verhieß im Namen seines Staates den Holländern Hülfe gegen die Zumuthungen Oesterreichs. Entrüstet griff jetzt Joseph zum Schwert; er ließ 40,000 Mann aufbrechen und eben so viele marschfertig halten. Wie wohl die österreich. Niederlande noch immer zum burgundischen Reichskreise gehörig betrachtet wurden, so kam

doch weder die Barrierefrage noch der Scheldestreit an den Reichstag. Joseph wollte überall unbeschränkt handeln. Jedoch zum Krieg kam es nicht. Die ihm ungünstige Erklärung Frankreichs und die abholde Stimmung mehrerer anderer Cabinete bewogen Joseph zum Frieden. In Paris kam 1784 der Vertrag zu Stande, worin der Kaiser gegen Zahlung von 10 Millionen holländischer Gulden von seiner Forderung abstand. Doch sollten die Forts an der innern Schelde abgetreten oder geschleift und die Beleidigung der kaiserlichen Flagge entschuldigt werden. Frankreich übernahm selbst die Entrichtung eines Theils der bedungenen Geldsumme.

In Sachen des Reiches fuhr Joseph fort, ein unumschränkter Monarch, wie in seinen Erbstaaten, sein zu wollen. Er versuchte z. B. Reichstagsbeschlüsse, ohne weitere Umfrage durchzusetzen; geringe Stände, die bei den Reichsgerichten Begünstigung suchten, wurden dagegen zum Abstimmen beim Reichstag instruirt; der Reichshofrath zog Reichssachen an sich, worüber das Reichskammergericht schon entschieden hatte; die freie Reichsritterschaft in Schwaben, Franken, in den Rheinlanden wurde nach und nach daran gewöhnt, ein Charitativsubsidium zu entrichten, was bald als Recht betrachtet wurde u. s. w. Dann kamen die Arrondirungs-Pläne auf Kosten der bisherigen geographischen Lage der Reichslande. Joseph wollte ganz Bayern, gegen die Abtretung des größten Theils von Belgien an den Churfürsten Karl Theodor von Pfalzbayern, eintauschen. Die Verhältnisse schienen für diesen Erwerb im Jahre 1785 günstiger zu sein, als beim Abschlusse des Teschner Friedens; das Mittel dazu rechtlicher. Friedrich II. war hochbejahrt und Katharina II. stand im Einverständnisse und Bündnisse mit Joseph II.

Der Churfürst Karl Theodor sollte die österreichische Niederlande, doch mit Ausnahme von Luxemburg und

Namur, unter dem Titel »eines Königs von Burgund« erhalten. Dieser schwache Fürst hatte bereits eingewilligt, und der Herzog von Zweibrücken, sein Erbe, wurde für seine Zustimmung von dem russischen Gesandten beim oberrheinischen Kreise, von dem Grafen Romanzow bearbeitet. Der Herzog von Zweibrücken aber, der Bruder des nachmaligen hochbegabten Königs Maximilian Joseph von Bayern, suchte, wie bereits im Jahre 1778, die Verwendung Friedrich II., der deßhalb zu Wien und Petersburg unterhandeln ließ, und in letzterer Kaiserstadt an das frühere Bündniß mit Preußen, so wie an die russische Garantie des Teschner Friedens erinnerte. Die Antwort der russischen Kaiserin war ausweichend, und Josephs Erklärung zeigte, daß der Kaiser an seinem Plane festhielt.

Da nun Friedrich II. bereits früher, nach der Weise des ehemals bestandenen schmalkaldischen Bündnisses, den Gedanken einer nähern Verbindung mehrerer Reichsfürsten zur Aufrechthaltung der deutschen Verfassung aufgefaßt hatte, deren politische Wichtigkeit für das europäische Gleichgewicht der königliche Greis in ihrem ganzem Umfange erkannte; so wurde durch seine Wirksamkeit zu Berlin der deutsche Fürstenbund, am 23. Juli 1785, zuerst zwischen ihm und den Gebietern von Chursachsen und Hannover abgeschlossen; denn der König hatte für diesen Zweck sich England genähert und die Kälte, welche seit dem Ende des siebenjährigen Krieges zwischen beiden Mächten vorgewaltet, verwandelte sich jetzt in Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke. Bald traten diesem Bunde der Churfürst von Mainz und dessen Coadjutor Carl von Dalberg, die Herzoge von Mecklenburg, Braunschweig, Osnabrück, Weimar, Gotha, Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Fürsten von Anhalt bei. Des von Joseph II. beabsichtigten und durch die Abschließung des Fürstenbundes vereitelten Eintausches

von Bayern gegen Belgien, wurde nur in den Separatartikeln dieses Vertrages gedacht. Denn in dem Verträge selbst verpflichteten sich die vereinigten Fürsten zur Erhaltung und Befestigung des bisherigen politischen Systems im deutschen Reiche, auf den Grundlagen des westphälischen Friedens, der kaiserlichen Wahlcapitulation und der übrigen gültigen Reichsgesetze. Sie verbanden sich zu einem vertraulichen Briefwechsel über die allgemeinen und besondern Angelegenheiten Deutschlands, zur Erhaltung der gesetzmäßigen Verfassung des Reichstages und der Reichsgerichte, zur Verhinderung aller ordnungswidrigen Berathungen und Beschlüsse und zur Behauptung der Gerechtsame und des bisherigen Besitzstandes aller einzelnen Reichsstände. — Joseph stand ab von dem nunmehr unausführbaren Projecte, und protestirte nochmals feierlich gegen die Anklage, als habe er anders als im Wege eines ganz freiwilligen Uebereinkömmnisses das Tauschproject betrieben. Bald kam auch noch das Gerücht, dem Herzog von Würtemberg sei ein Umtausch mit Modena angetragen; verschwand aber schnell wieder. Kamen diese Plane zur Ausführung, so erhielt die österreichische Monarchie einen geographischen Zusammenhang, von den Karpathen bis an den Rhein, und namentlich über ganz Süd-Deutschland; neben dem, daß am Niederrhein die geistlichen Staaten von Cöln und Münster einem Bruder des Kaisers angehörten.

Nachdem dieses Project bei Seite geschoben war, setzte Joseph die innere Reform seiner Staaten um so nachdrücklicher fort. Namentlich beschäftigten ihn viel alle jene Staatseinrichtungen, durch die der Grund zur Verschmelzung der verschiedenen Nationen gelegt werden sollte, durch Uebergewicht der deutschen Sprache über fast 20 Volkssprachen; alle jene Verordnungen, die Erleichterung des Landmannes, Gleichheit in den Abgaben, Gleichheit

vor dem Gesetze, Bildung und Cultur rc. zum Zwecke hatten. Allein bald kamen die Reactionen gegen seine Einrichtungen. Vor Allem kam der Papst Pius VI. zum Osterfeste 1782 selbst nach Wien, um in Joseph's kirchlichen Plänen eine Veränderung zu erwirken. Man empfing wohl den Papst in Wien glänzend, man erwies ihm alle Ehren, die nur immer einem so ausgezeichneten und seltenen Gaste angemessen schienen; Joseph selbst behandelte ihn mit der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit, besuchte ihn täglich, und verehrte ihm zum Andenken ein kostbares Brillantkreuz, dessen Werth auf 20,000 fl. geschätzt wurde; allein Pius konnte keinen Einhalt in Joseph's kirchlichen Reformen erzwecken; Joseph fuhr fort nach wie vor in denselben; allein daß der Kaiser gegenüber dem Papste in der Behauptung seiner unumwunden ausgesprochenen oberherrlichen Rechte so standhaft beharrte, daß beleidigte die der Reform abholde Geistlichkeit tief und sie suchte den Plänen Josephs, so viel als möglich, und wenn auch nur geheim, entgegen zu wirken.

Das führte zu nichts Gutem. Als Joseph, den Besuch des Pabstes zu erwidern, im folgenden Jahre nach Rom gereis't war, stand er schon im Begriffe, in Rom selbst den Bruch zu vollenden, den Papst zu der »ursprünglichen Bestimmung eines Bischofs von Rom« zurückzuführen, und vom Volke bereits mit dem Jubelgeschrei: »es lebe unser Kaiser!« empfangen, die Herstellung des weströmischen Reiches auszusprechen.

Dafür brach in seinen Niederlanden förmlicher Widerstand gegen die kirchlichen Reformen aus, anfänglich als Studententumult (am 6. December 1786) in dem General-Seminar zu Löwen, in welchem Joseph alle Theologie Studirende unter zum Theil aus Wien gesandte Lehrer vereiniget hatte; bald aber erhob sich die ganze Geistlichkeit unter Leitung des Erzbischofs von Mecheln und des päpstlichen Nuntius, weil sie für die alte Kir-

chenlehre und Verfassung fürchteten. Im Unwillen darüber beharrte Joseph nicht nur auf Fortsetzung der kirchlichen Reformen, sondern hob auch die ganze Provinzialverfassung und Gerichtsbarkeit auf und theilte die Niederlande in Kreise, wie Oesterreich und Ungarn. — Seit Jahrhunderten bestanden in diesen belgischen Provinzen große Vorrechte der einzelnen Stände u. s. w., die mit Eifersucht gegen die Eingriffe der Regenten bewacht und behauptet worden waren. Desto mehr fand man sich also dort gereizt, als Joseph, diese Privilegien wenig achtend, Gerichtsverfassung und Finanzverwaltung den übrigen Erbstaaten gleichstellte, viele Klöster aufhob, die öffentlichen Prozessionen verbot, die Universität Löwen in ein General-Seminar für die belgischen Studenten der Theologie verwandelte u. s. w., und die Unruhen in Belgien wurden religiös und politisch zugleich. Freilich wirkten auf dieser Opposition der Belgier die schon in Frankreich laut ausgesprochenen politischen Ansichten und Meinungen. Als Joseph eben nach Taurien abgereis't war, um die Kaiserin Katharina von Rußland zu sprechen, so verweigerten am 26. April 1787 die versammelten Stände von Brabant die gewöhnlichen Subsidien, so lange nicht die neuen Einrichtungen, welche der beschworenen joyeuse Entrée zuwider wären, wieder aufgehoben würden. Das Gouvernement suchte durch Nachgiebigkeit die Gemüther zu besänftigen. Nach der Rückkehr von Cherson schrieb Joseph den 3. Juli den Ständen: »da er mit dem Unverstande Mitleiden trage und viel verzeihen könne, was sich bei der von ihnen selbst verlangten Abbestellung der Misbräuche der bisherigen Verfassung an den Tag gegeben, so wolle er die neuen Anordnungen suspendiren, bis man sie weiter nach Maaßgebe der Grundsätze des Landes einverstehen werde.« So wurde der Zustand in Belgien wieder hergestellt, wie er am 1. April gewesen. Doch blieb gegenseitige Abneigung, da Joseph am we-

nigſten in den kirchlichen Dingen nachzugeben noch geneigt war. Damals ſchrieb Joſeph an den Grafen von Trautmannsdorf: »Meine Unterthanen widerſetzen ſich den Verfügungen, die ich zum Beſten dieſer Provinzen getroffen habe, und an der Spitze des Jeanhagels ſtanden die Edlen der Nation . . . die Begebenheiten in den öſterreichiſchen Niederlanden haben mir verdrüßliche Augenblicke gemacht, und dieſes Volk wird ſich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einſtens für ſie empfand . . . Die Menſchen verlangen eine Freiheit, die ihnen nachtheilig wurde, da die wenigſten hievon Kenner des Gebrauches derſelben ſind. Möchten Alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beitragen können, den Unterthan darſtellend machen, daß die meiſten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen ſeien, daß dieſe das Volk zur Ausführung ihrer Abſichten gebrauchen, und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müſſe . . « —

In Siebenbürgen führte Joſeph's Conſcription zu blutigen Auftritten. Denn die ungebildeten Landleute ſahen in derſelben nichts als die Errichtung einer neuen Grenzmiliz, meinten nunmehr bloße Unterthanen des Kaiſers geworden zu ſein, und wollten nun fernerhin ihren Grundherrn keinen Gehorſam, keine Pflicht mehr leiſten. Ein gewiſſer Nicolas Urſz, bekannter unter dem Namen Horjah, ein verſchmitzter, gewaltthätiger Mann, hetzte, um ſich ungeſtört der Räuberei der Beſitzthümer des Adels überlaſſen zu können, die durch Lug und Betrug verführten Bauern zum Aufruhr gegen ihre Grundbeſitzer, zum Raube, Brand und Mord auf. Mit ihm wirkten namentlich Klotska, Salins und der griechiſche Mönch Kriſchan. Da die gütlichen Ermahnungen des Gouverneurs, Baron Bruc Benthal, nicht fruchteten, die Unwiſſenden zu belehren und die Verblendeten zurückzuführen, ſo befahl Joſeph II. den Generalen Fabris, Pan-

kowicz und Papilla, gewaltsam einzuschreiten. Gegen Ende des Jahres 1784 wurden sie dieses Aufstandes Meister. Der fürchterliche Horjah, der den stolzen Titel: Rex Daciae angenommen hatte, starb den Henkertod durch das Rad. — Ruhe ward es. Allein für Joseph war dieser Aufstand höchst schmerzlich und betrübend, da er hier abermals hatte sehen müssen, wie wenig man den Geist seiner Reformen erkannte oder beurtheilen konnte.

Seine Entwürfe und Reformen fanden aber auch unendliche Schwierigkeiten, wie schon bemerkt, in Ungarn, wo die größte Besonderheit bestand, in allen Provinzen aber dadurch, daß Joseph die Feudalstände, die Vertreter der bisherigen Rechte, in Abgang kommen ließ, den erbittersten Widerstand überhaupt im Adel, dem er zugleich die Privilegien bei den Abgaben entzog, nach seinem Grundsatze: das Privatwohl muß nachstehen gegen das Allgemeine, worin es jedoch Entschädigung findet. Adel und Mönche lassen das Volk nicht zur ruhigen Einsicht des Guten kommen, das er ihm zugedacht. Und so wurde fort opponirt und verdächtiget und verklaget, bis selbst Mißvergnügen unter jener Klasse wurde, deren Schicksal gerade durch die Reformen Joseph's verbessert werden sollte.

»Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!»

Schmerzlich mußte dieser gefundene Widerstand sich in Josephs Herz einschneiden; allein er zweifelte nicht, daß sein guter Wille für seine Völker, die große Idee, die er für Oesterreichs Größe habe, dennoch bald erkannt werden würde, und glaubte an eine baldige Beruhigung seiner Staaten so unbedingt noch, daß er sich weitaussehenden politischen Plänen ohne Anstand überließ. Joseph stand im Begriffe, mit Katharina II. Maßregeln über den Türkenkrieg, über die Türkei selbst zu ergreifen;

er war, wie gesagt, so wenig besorgt, daß diese wichtige auswärtige Procedur ihn an der Beruhigung seiner Provinzen hindern werde, daß er sich vielmehr davon ein Uebergewicht versprach, welches ihm alles Uebrige erleichtern würde.

VI.

Die eng-freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen Rußland zu Oesterreich stand, hatten ihren Hauptgrund in Katharina's II. ehrgeizigen Plänen auf das Osmanische Reich. Katharina's Lieblingsentwurf war: die Vertreibung der Osmanen aus Europa, die Befreiung der Griechen, die Gründung eines neuen griechischen Kaiserthums (durch Voltaire laut gepredigt, durch Choiseul-Gouffier, Volney und Tott, auch in Rücksicht der Ausführbarkeit höchst einladend geschildert, durch den aus seiner Verbannung aus Sibirien zurückgekehrten, achtzigjährigen Sieger von Portkop, Oczakow und Kinburn, Feldmarschall Muennick, der Kaiserin mit Jugendfeuer geschildert.) Des Großfürsten Paul zweiter Sohn erhielt den bedeutungsvollen Namen »Constantin«, wurde in seiner Wiege von griechischen Wärterinnen gepflegt, von griechischen Sängern, »der Stern des Morgenlandes« begrüßt. Auf Münzen und allegorischen Tableaux wallte hoffnungsreich das Labarum, Constantins Siegeszeichen über Maxentius, den Gegenkaiser, des Propheten heilige Fahne diente als Schemel den Füßen Katharina's. Münzen auf Byzanz's Wiedereroberung wurden geprägt, und nicht minder zuversichtlich lautete der auf dem Thore des an der Dniepern Mündung neu erbauten Cherson, in Stein gehauene Inschrift: »Dies ist der Weg nach Konstantinopel.«

Nach diesem Cherson nun wurde Kaiser Joseph freundlich zu einer abermaligen Zusammenkunft mit der Kaiserin von Rußland eingeladen. Hier sollte der oben-

angedeutete Plan besprochen und dann ausgeführt werden.

Am 11. April 1787 reis'te Joseph unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, mit dem General Kinsky und einem kleinen Gefolge von Wien ab. Am 6. Mai hatte er in Korsun mit dem Könige von Polen eine Unterredung, und am 14. Mai traf er in Cherson ein. Mit einer betäubenden Pracht und mit einem fast unübersehbaren, glänzenden Gefolge langte die Zarewna Katharina daselbst ein und hielt dort ihr mit orientalischem Luxus ausgeschmückte Hoflager. Eine Anzahl bedeutender Staatsmänner, Gesandten, Minister u. s. w. fand sich ebenfalls daselbst ein. Joseph befand sich meistens in der Gesellschaft Katharina's; täglich speis'ten beide erlauchte Personen zusammen; gemeinschaftlich berietheu sie die politischen Angelegenheiten, gemeinschaftlich genossen sie die prachtvollen Vergnügungen, welche die hohe Wirthin ihrem Gaste bereitete. Zu den Zerstreuungen und Vergnügungen des Hoflagers gehörten namentlich die Ausflüge, die Joseph mit der Kaiserin nach Taurien, der Insel Taman, Perecop, Backti-Serai, Sewastopol u. s. w. machte. In Sewastopol gab Katharina ihrem Gaste das Schauspiel einer glänzenden Revue einer zahlreichen Flotte, und bereitete ihm überhaupt Schauspiele, die ihn abermals von der Größe und Macht Rußlands, oder von ihrer Freundschaft und Hochachtung zu ihm, Zeugniß geben sollten. Auf der Reise nach Baktschi-Serai hätte Joseph leicht mit der Kaiserin durch die scheu gewordenen Pferde ihres Wagens verunglücken können. Allein eine himmlische Macht schützte Joseph und Katharina; denn auf einmal blieben die wilden Pferde von selbst stehen und die Gefahr, an den Felsen zertrümmert zu werden, ging vorüber. Was aber den politischen Theil des Aufenthaltes in Cherson betrifft, so hielt Katharina ihren Plan fest, die Türkei zu bekriegen, um ihr sogenanntes Griechi-

sches Projezt durchzuführen. Wenn Joseph, als Rußlands Verbündeter, darauf einging, das morsche Gebäude der otomanischen Pforte über den Haufen werfen zu lassen, so schien er doch nicht Willeus, einen Russen in Constantinopel gebieten zu lassen. Denn er sagte zu Herrn von Segur, wie dieser selbst berichtet: »ich werde nicht leiden, daß die Russen sich in Konstantinopel festsetzen, denn die Nachbarschaft der Turbane wird für Wien weniger gefährlich sein, als die der Hüte.« — In Kisikermann trennte sich Joseph von Katharina und kehrte über Lemberg nach Wien zurück, wo er auch schon am letzten Juni eintraf.

Uebrigens brauchte Katharina nicht selbst den Krieg anzukündigen. Denn die Pforte, bitter durch diese Zusammenkunft zu Cherson, durch das Geschrei aller politischen Schriftsteller, auch Kannengießer: »Die Türken würden aus Europa vertrieben; das Ende des Padischah-Reiches sei da,« aufgereizt, auch von England und Preußen influirt, die mit der Niederlande zur Verhinderung des sogenannten griechischen Projekts zusammentraten, erklärte an Rußland am 24. August 1787 den Krieg.

Vergebens suchte Frankreich, späterhin Spanien, den Frieden zu vermitteln; selbst Joseph war den versöhnenden Schritten hold; allein die Pforte war zu erbittert, zugleich auch zu sehr immerwährend von den Cabinetten zu London und Berlin aufgestachelt; auch war Katharina des Krieges zu begierig, als daß das Schwert in der Scheide zurückgehalten werden konnte. Zu Oesterreich wünschte die Pforte die seit dem Belgrader Frieden (1739) bestandene friedliche Stellung beizubehalten; allein Joseph erklärte, er sei Rußlands Bundesgenosse, und sprach den Krieg gegen die Pforte am 9. Febr. 1788 aus. Statt aber nur die schuldige Hülfleistung von 30,000 Mann an Rußland abzugeben, entschied sich Joseph zu einem selbstständigen Krieg gegen die Pforte. Joseph hatte ein herrliches Heer versammelt, für dessen tapfere Thaten er für

die Subalternen Tapferkeitszeichen gestiftet hatte, während seine Mutter nur für die Officiere durch den Theresienorden gesorgt hatte. Er konnte mit froher Zuversicht in den Kampf treten. Freudig hatte ihm auch die Vermählung seines geliebten Neffen, Franz, mit der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg gestimmt, und die 6000 Dukaten, die er an das Armen-Institut in Wien schenkte, beurkunden es.

Lacy's Rathe folgend, ließ Joseph durch die eintreffenden Truppenkorps einen großen militairischen Kordon bilden, welcher sich von Galizien bis zum adriatischen Meere erstreckte und zum Verbindungspunkt mit den Russen die türkische Festung Chotzim, haben sollte; die österreichischen Hauptarmee, die an der Donau und Sau operiren sollte, gedachte Joseph selbst zu führen. Außerdem wurden noch 5 andere Armee-Corps aufgestellt: das erste in der Bukowina unter den Befehlen des Prinzen Josias von Coburg; das zweite in Siebenbürgen unter dem General Fabris, das dritte in dem Temeswarer Bannat unter dem General Wartensleben, das vierte in Navennen unter dem General Mitrowsky, und das fünfte unter General Devins. Die Generale Lacy und Haddik waren bei der Hauptarmee. Man hatte, bemerkt nicht ohne Ironie Hormayr, einen solchen Ueberfluß an strategischen Genies, daß Laudon, der alte Vater Laudon, Anfangs gar nicht in Thätigkeit kam. Hauptzweck des Operationsplanes war: in einem verengenden Kreise in das Herz des türkischen Reiches vorzudringen. Die Russen unter Romanzow, unterstützt von ihren Flotten im schwarzen Meere und durch die Oesterreicher in Galizien, sollten Bessarabien und die Moldau nehmen, in die Walachei eindringen, und sich der untern Donau bemeistern, wogegen die Aufgabe der österreich. Hauptarmee darin bestand, die Sau frei zu machen, Schabacz, Belgrad, Widdin zu nehmen, und mit Nissa sich ganz

Serbiens zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke führte Joseph 245,062 Mann mit 36,725 Pferden und 898 Feuerschlünde in das Feld. Die Verflegungsanstalten für die Armee waren gleich groß. In Mezoehegyes war immer ein Vorrath von 6000 Schlachtochsen. Das Fuhrwesen betrug 16,355 Knechte, 19,000 Pferde, 12,000 Ochsen.

Nachdem Joseph II. für einen möglichen Fall dem Minister, Fürsten Kaunitz sein Testament übergeben hatte, begab er sich am 29. Februar 1788 zur Armee. Er ging, wobei er Alles genau besichtigte, und für Alles Sorge trug, über Triest, Fiume, Baccari, Zengg, Karlstadt, Peterwardein, Semlin und Temeswar, und traf am 25. März im Hauptlager von Futak ein, wo sich bereits der Feldmarschall Lacy, als Obergeneral, und Erzherzog Franz, nachmaliger Kaiser von Oesterreich, befanden.

Am nämlichen Tage, als die österreichische Kriegserklärung in Constantionpel übergeben wurde, sollte auch das verrathene Belgrad überrumpelt werden. Mißverständnisse und ein dichter Nebel hinderten die Ausführung. Ohne die leichtgläubige Gutmüthigkeit der Türken, welche glaubten, die Oesterreicher seien nur vorgerückt, um einen verlautbar gewordenen Ausfall aus der Festung abzuhalten, und welche noch nichts vom Ausbruche des Krieges wußten, wäre eine bedeutende Anzahl Oesterreicher gefangen worden. Der Grund dieser vorschnellen Eröffnung des Feldzuges war das eitle Versprechen des Commandirenden in Croatien: wenn Joseph gleich auf der Stelle den Krieg erklärte, ihm alle die türkischen Festungen zu liefern, bis weit über die Unna hinaus. Und gleich bei Belgrad wurde er abgefertiget! !

Der Feldzug begann.

General Devins rückte in Türkisch Croatien ein, und nahm die beiden festen Schlösser Dresnik und Sturlich. General Mitzowsky nahm mehrere auf der Sau befindliche türkische Schiffe, und ließ Berbir beschießen.

General Wartensleben besetzte Altorsava und bemächtigte sich einiger auf der Donau befindlichen feindlichen Schiffe. Fabris drang in die Moldau und besetzte die Salzwerke von Okna. Prinz Josias v. Coburg besetzte Jassy, ging nach Chotzim und schloß es ein. Die Hauptarmee, unter Joseph II., der wegen der ungesunden Luft in Futak das Hauptquartier nach Carlowicz verlegt und ein Lager zwischen Benofze und Semlin bezogen hatte, zog gegen Szabacz und nahm am 28. April diese Festung tapfer mit Sturm. Diese ersten Handlungen der Oesterreichischen Heere waren glücklich geleitet und ausgeführt, und der auf genannten Punkten geführte Krieg schien den Sieg Oesterreichs in Aussicht zu stellen. Allein statt nun den Krieg mit rascher und ungetheilter Kraft zu führen, über die Sau und Donau mit einem spitzen, durchdringenden Keile zu gehen, und Belgrad und die andern Bollwerke zum Fall zu bringen, wurde die Hauptarmee durch das unselige Cordon-System Lacy's aller wirksamen Thatkraft beraubt. Die 200 Meilen lange Linie von Croatien bis zur Bukowina konnte, trotz der furchtbaren Gesammtmasse des trefflich gerüsteten Heeres, an jedem einzelnen Punkte nur Schwäche darbieten, und war einem muthigen und unternehmenden Feinde überall preisgegeben. Und wirklich war der Feldzugsplan des Großveziers ein mehr angemessener, als der seines Gegners. Er ließ wohl seine Festungen stark besetzen, behielt aber noch ein bedeutendes Corps zur Hand, hinreichend, um den österreichischen Cordon überall zu durchbrechen, und so alle Unternehmungen des Kaisers zu lähmen.

Man hatte von österreichischer Seite gezögert, Belgrad zu nehmen, ehe der Großvezier anrückte; der General Fürst Lichtenstein hatte in Croatien eine Menge kleiner Festungen gefunden, die sich tapfer vertheidigten, und erlitt selbst vor Dubicza einen empfindlichen Verlust; nun rückte der Großvezier vor, und jagte das Corps von

Wartensleben von den Höhen bei Mehadia herab; die österreichische Hauptarmee ging deshalb über die Unna und Sau zurück, und verlor, ohne das Mindeste von Bedeutung zu unternehmen oder auszuführen, den ganzen Frühling und Sommer. Unangenehmer Dienst, beständiger Allarm und Seuchen fraßen auf eine beweinungswerthe Art an diesem herrlichen Heere. Die in diesem Kriege mit unerwartetem Muthe streitenden Türken durchbrachen den Cordon an mehreren Punkten, fügten verschiedenen Heerhaufen der Oesterreicher Schlappen und Schaden zu, überschwemmten mit ihren Raubhorden das Bannat, und thaten wüthende Streifzüge auf die croatischen und siebenbürgischen Gränzbezirke. Die Hauptarmee, in dem ungesunden Winkel der Donau und Sau bei Semlin, schmolz durch Unthätigkeit, durch Heerkrankheiten, durch oftmaliges ganz verderbliches Ausrücken und tagelanges Ausharren in einer lybischen Hitze und Trockenheit, bei jedem Kanonenschuß aus Belgrad, bei jeder Plänkelei an der Sauspitze, auf der Kriegsinsel, auf dem Beschanier-Damm, schneller und häufiger zusammen, als in großen unglücklichen Schlachten hätte geschehen können. Dabei geschahen jedoch Thaten auch von Seite der braven österreichischen Krieger, der schönsten Heldenzeit Roms und Griechenlands würdig, wie die Vertheidigung des Schlosses Rama, durch den Unterlieutenant Lopresti und 23 Gemeine von Regimente Begliojoco wider 4000 Türken. Auch die Vertheidigung Eperjessis am Vulcaner-Passe und der berühmten veteranischen Höhle durch schwache Detaschements bewiesen rühmlich, welcher Geist das österreichische Hauptheer beseelte, und was mit ihm vollbracht werden konnte.

Als am 7. August 1788 die Türken, wie wohl nicht unerwartet gekommen, bei Schuppanek durchbrachen, den General Papilla, mit einem Verlust von 12 Kanonen, nach Laan-Maare in die Flucht geschlagen hatten, und der Großvezier sich mehr und mehr im Banate ausbreitete,

da befahl Lacy von Schuppanek bis Temeswar gegen Norden, und von Dubova bis Denta gegen Westen einen allgemeinen Rückzug. In Arad und Temeswar machte man sich schon auf eine Belagerung gefaßt. Bei diesem Rückzuge war bei einem solchen Heere und gegen einen solchen Feind der ärgerlichste Auftritt, der auf dem Marsche von Karansebes nach Lugos vorfiel. Anfangs ging der Marsch in der Nacht vom 20. auf 21. September in bester Ordnung vor sich, allein ein unbedeutender Umstand brachte bald das ganze Heer in Verwirrung. Einige Husaren geriethen bei einem Wagen mit Brantwein in Händeln mit mehreren Soldaten vom Frei-Korps und verjagten sie. Die Vertriebenen, der Rachsucht alle andern Rücksichten aufopfernd, kamen wieder zurück, brannten ihre Gewehre auf die Husaren los und schrieen laut! Turci! Turci! Auf dieses Geschrei, auf diese Schüsse entstand allgemeine Verwirrung und Flucht unter den überraschten Husaren, welche um so schneller um sich griff, da das Kommando: Halt! Halt! statt zu hemmen, noch mehr erschreckte, denn man hielt es für das Allahgeschrei der angreifenden Türken. Die Furcht, die Flucht steckte pestartig die übrigen Schaaren an. Der Troß, die Reitknechte, die Fuhrknechte, vor Allem, geriethen in eine beispiellose Zerrüttung. Man schnitt die Stränge durch, warf die Lasten ab u. s. w., um nur schneller fliehen zu können; man schrie: »Rettet Euch; die Türken sind da; Alles ist verloren!« Schon hielten sich einzelne Truppenabtheilungen wechselseitig für Janitscharen und Spahis, feuerten aufeinander, bald folgten, ohne zu wissen warum, größere Schaaren, zuletzt, um nicht müßig zu sein, sogar auch Geschütze. Dadurch wurde die Verwirrung und der panische Schrecken noch vermehrt, und bald war die ganze Straße bedeckt mit wie wahnsinnig rennenden Menschen zu Fuße, zu Pferde, in Wagen — schreiend, fluchend, weinend — Alles umwerfend, was ihnen in

den Weg kam. Namentlich war die Unordnung in dem Trosse grenzenlos, über allen Ausdruck, alle Beschreibung. Ueber 30 Kanonen wurden von der Bespannung zurückgelassen. Beim ersten Lärm hatte sich der Kaiser Joseph zu Pferde gesetzt, um die Ordnung herzustellen. Anfangs täuschte ihn das Kreuzfeuer seiner eigenen Truppen über die wahre Ursache der Verwirrung. Als er sie aber auch erkannt hatte, war seine Bemühung umsonst; er verlor seine Suite, wurde im Gedränge mit fortgerissen, verirrte sich und kam endlich, nur von einem einzigen Manne begleitet, auf dem Sammelplatze an. Der Erzherzog Franz kam in derselben Nacht ebenfalls in das Gedränge, wurde aber in ein Quarré genommen, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Diese böse Nacht bei Lugos kostete selbst vielen Leuten das Leben, welches sie durch diesen heillosen Vorfall verloren.

Die wieder von ihrem panischen Schrecken zur Einsicht und Ordnung zurückgekehrte Armee nahm zwischen Lugos (Lugosch) und Karasebes Stellung.

Die Türken, durch diesen panischen Schrecken und unendlichen Lärm aus ihrem ruhigen Schlafe geweckt, setzten der österreichischen Armee nach, und der Großvezier lagerte sich trotzig den Oesterreichern auf eine halbe Meile im Gesicht. Es kam zu keiner Schlacht. Zu Anfang Octobers trat schlechtes Wetter ein, und der Großvezier zog sich nach Belgrad zurück. Der Kaiser Joseph folgte ihm nach und nahm bei Semlin u. s. w. Stellung gegen ihn. General Devins belagerte die Festung Dubicza von Neuem, nachdem General Brentano das verschanzte Lager, das diese Festung decken sollte, erstürmt hatte.

War im Centrum der österreichischen Heerlinie nichts Großes vorgefallen, so geschah doch Glückliches und Ruhmvolles auf den Flügeln derselben.

Dem rechten Flügel des Heeres, den Truppen der Generale Lichtenstein, Devins u. s. w., hatte Joseph eine

Bürgschaft des Sieges gegeben, indem er zum Befehlshaber desselben den Feldmarschall Laudon berief. Joseph schrieb ihm: »Ich befehle Ihnen nicht, mein lieber Feldmarschall, das Commando zu übernehmen, aber ich bitte Sie, es zum Besten des Staates und aus Liebe für mich anzunehmen.« Laudon folgte dem ehrenvollen Rufe, hielt mit Joseph eine Unterredung, erhielt von demselben eine unumschränkte Vollmacht und traf dann im Lager von Dubicza ein. Jubelnd und freudetrunken empfingen ihn die Krieger. Kaum angekommen, schlug er am 20. August einen, von dem Pascha von Traveik befehligten Heerhaufen, der ihn überfallen und Dubicza entsetzen wollte, auf dem Abschinoberge nach Banjaluka in die Flucht, fast ohne Verlust eines einzigen Mannes, und zwang am 26. Dubicza zur Uebergabe. Die Furcht der Türken vor dem alten tapfern Helden wurde bald so groß, daß, wo er sich blicken ließ, sie das Weite suchten, und ihn nicht anders als den »deutschen Teufel« nannten. Joseph ernannte am Ende August's Laudon zugleich auch zum Oberbefehlshaber des slavonischen Corps und nun ging der Feldmarschall zugleich über die Sau, um Berbir oder türkisch Gradisca anzugreifen. Am 2. September ließ er durch General Mitzowsky daß bei dieser Festung stehende kleine Lager der Türken auseinander sprengen und Berbi / blockiren, das sich im folgenden Jahre ergab. Er selbst wendete sich geradezu auf Novi. Sein Neffe, Klebeck, hatte schon vor Wochen einen kühnen Zug dahin gemacht, und die Vorstädte verbrannt. Laudon ließ am 11. September die Laufgräben gegen Novi eröffnen und begann am 13. den Ort zu beschießen. 7000 von Blagay anrückende Türken versuchten die Belagerer zu vertreiben, drei Male losstürmend, wurden sie von Laudon in die Flucht geschlagen. Zwar mißglückte Laudon's erster Sturm auf Novi am 21. Sept., allein von desto glücklicherem Erfolge

war ein zweiter, am 3. October. Laudon wurde Herr von Novi. Seine Beute darin war beträchlich.

Nicht minder glücklich ging es auf dem linken Flügel. Josias von Coburg eroberte einen guten Theil der Moldau, verband sich mit den Russen, und die Festung Chotzim übergab sich an Coburg und Suwarow, den bizarrsten aller Russengenerale. Was die übrigen Russengenerale betraf, die den rechten Flügel verlängerten, so müssen wir eingestehen, das die russ. Generale Romanzow uud Repnin, an Dnieper und Dniner ihre Heere gesammelt hatten, während des größten Theiles im Jahre unthätig blieben, und nun unentscheidende Gefechte lieferten, und daß die russ. Admirale auf dem schwarzen Meere, P aul Jones und Prinz von Nassau, gegen den kühnen Kapadu = Passa Hassan nichts ausrichteten. Nur Potemkin, Katharina's Günstling und erster Minister, eroberte, in der Krimm den Krieg leitend, nach einer sechswöchentlichen Belagerung, das starke Oczakow, am 17. December 1788 mit gräßlichem Sturm.

Das erste Jahr des Feldzuges war um. Es hatte Joseph 45,000 Menschen und 50—70 Millionen Gulden gekostet. Da im November ein dreimonatlicher Waffenstillstand geschlossen wurde und die Waffen ruhten, so verließ Joseph das Heer, rief Lacy von seinem Dienste ab, und übergab den General Haddik den Oberbefehl über die k. k. Hauptarmee.

Während dieses Feldzuges hatte Joseph wieder einen neuen Beweis von seinen außerordentlichen Eigenschaften gegeben. In Ertragung aller Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, wie durch heldenmüthige Tapferkeit sich bei allen Gelegenheiten auszeichnend, ging er seinen Kriegern mit dem rühmlichsten Beispiele voran, und von welcher moralischen Gewalt dasselbe war, zeigt hinlänglich das bekannte Wort eines Grenadiers: «Wenn ich des Kaisers Krone wie meine Mütze bloßgestellt sehe, wie könnte ich

mich über Gefahren beschweren?« Er theilte jede Gefahr mit seinen Leuten, stellte sich mit Unerschrockenheit bloß, und schonte sich weniger, als seine Soldaten, den Soldaten wollte er geschont wissen. Durch seinen Muth, durch sein kühnes Vorantreten war er mehre Male, wie z. B. bei Schabacz, in persönliche und tödtliche Gefahr gerathen. Allein der Gefahren achtete er nicht. Mit musterhafter, wahrhafter, großartiger Sorgfalt, wachte er für die Gesundheit seiner Soldaten. Als die Krankheiten in der Armee ausbrachen und so viele Opfer forderten, würden dieselben noch unendlich größer geworden sein, ohne Josephs rastlose Gegenanstalten. Für Spitäler, ihre Requisiten, für Verwahrungsmittel gegen die Krankheiten, für gesunde Nahrung, für gesundes Wasser u. dgl. schonte er keinen Aufwand. Oft ließ er den Soldaten unentgeldlich guten Weinessig, Sauerkraut und andere Dinge austheilen, die als Preservative gegen die Heerseuche gelten u. s. w. Nie hörte Joseph unter den Waffen auf, der milde Freund der Menschheit zu sein. Er schützte jeden Besiegten in seinem Eigenthume, seinem Gewerbe und seiner Religion, und befahl, alle Gefangene mit Milde und Schonung zu behandeln. Darum dankte ihm auch der Pascha von Belgrad für die fortdauernde gute Behandlung der türkischen Gefangenen in einem Schreiben voll Ehrfurcht und Anerkennung.

Was Josephs tägliche Lebensweise im Feldlager anlangte, so war ein jeder Tag ein redender Zeuge von seiner fast übermenschlichen Thätigkeit. Nicht allein der Krieg mit seinen vielen Mühen und Sorgen beschäftigte ihn hier, sondern ihm mußten alle Chefs der Hofstellen zu Wien alle Einläufe und Gutachten in das Lager nachsenden, um seine Befehle über dieselben erlassen zu können. Oft bis über Mittternacht saß er vor einem kleinen Tischchen mit Durchlesung dieser umfangreichen Actenstöße beschäftigt. In einem dürftigen Gasthof zu Semlin woh-

nend, bestand sein ganzes Quartier aus drei elenden Stübchen. Während am Tage die qualvollste Hitze herrschte, waren die Nächte empfindlich kalt. Rechnet man nun noch das fortwährende Gepeinigtsein von Schnecken oder Sumpffliegen, die sich in zahloser Menge einfanden, so wie eine Menge anderer Unannehmlichkeiten, wozu namentlich die fortwährend ungesunde Luft gehörte, so kann man sich wohl eine Vorstellung machen, welch' unsäglichen Strapatzen Joseph auf diesem Feldzuge ausgesetzt war, und wie nachtheilig dieselben auf seine Gesundheit einwirken mußten, zumal er mit wahrer Selbstaufopferung alle diese Beschwerden u. dgl. nicht achtete, sondern immer nur mit ganzer Seele auf die Dinge seine Aufmerksamkeit richtete, die eben seine Thätigkeit als Krieger wie als Regent in Anspruch nahmen. Das Einzige, wozu er sich wegen des ungünstigen Eindrucks, den die ungesunde Luft auf seinen Körper machte, aus Rücksicht auf seine Gesundheit verstand, war, daß er sich zum Genuß starker Getränke und zum Tabackrauchen bequemte, obgleich ihm das Erstere ganz zuwider war. Sonst trank er nur Wasser, welches ihm auf Schiffen von Schönbrunn nach Semlin zugeführt wurde. Bei Tisch aß er sehr mäßig, am meisten von grünen Gemüsen.

Sein Körper erlag den zahlreichen Beschwerden und er wurde von einem Faulfieber befallen. Seine Aerzte riethen zur äußersten Schonung, worauf er weiter nichts antwortete, als: »ich wünschte, daß ich ihrem Rathe folgen könnte.« Seit diesem Anfalle, der zu den ernstesten Bedenken Anlaß gab, floh auch von Joseph jene anziehende Schönheit, jene üppige Lebensfülle und freudige Gesundheit, welche ihn zum Abgott der Frauen, des Heeres und des Volkes gemacht hatte. Er selbst fühlte auch, daß der Feldzug den Todeskeim in ihn gelegt hatte.

Körperlich krank verließ Joseph sein Heer, und kehrte, nachdem er überall zu einem neuen Feldzuge die nöthigen

Befehle gegeben, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen und nochmals den weiten, übelberechneten Grenz-Cordon besichtiget hatte, am 5. December 1788 nach Wien zurück, wo man Lacy laut anklagte, daß er schlechte Dispositionen getroffen habe und Schuld sei, daß die österreichische Hauptarmee keine glänzendere Erfolge herbeigeführt habe.

Wiewohl dieser Feldzug nicht dem großen Aufwande von Streitkräften entsprach, so drückte Joseph II. doch in einem Schreiben an den Prinzen Karl von Nassau im Ganzen seine Zufriedenheit und die beste Hoffnung von dem zweiten Feldzuge aus: »Im October 1789 verordne ich einen Congreß, nachdem Osmans Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Tractäten von Carlowitz, von Passorowitz dienen meinen Ambassadeurs zur Basis der Unterhandlungen, wobei ich mir Chotzim und einen Theil der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Halbinsel Krimm, Oczakow wird geschleift, der Prinz Karl von Schweden wird Herzog von Kurland, und der Großherzog v. Florenz, römischer König. Dann ist Universalfriede in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notabeln der Nation Richtigkeit gemacht, und — — die andern Herren denken zu sehr an sich selbst und zu wenig an Oesterreich.« In dieser Erwartung nahm Joseph von neuen Unruhen in Löwen Anlaß, das dortige General-Seminarium im Mai 1789 wieder herzustellen. In diesem Zeitpunkte, da die französische Revolution bereits im Anzuge war, erlaubte sich Joseph, zu seinen niederländischen Reformen zurückkehrend, die joyeuse Entrée einseitig zu vernichten und die niederländischen Stände aufzulösen. Eine Bekanntmachung des k. k. Gouvernements suchte dabei das Volk über die väterlichen Absichten des Kaisers aufzuklären, und das Volk war ruhig und erfreut, als einige Steuern auf Le-

bensmitteln aufgehoben wurden. Unter sämmtlichen Ständebeamten war nur ein Einziger, welcher sich weigerte, dem Souverain den Eid der Treue zu leisten. Luxemburg und Limburg bewilligten ihre Subsidien auf immer, ja Ersteres machte sogar ein freiwilliges Geschenk von 200,000 fl. an Kaiser Joseph. Nur die Stände von Brabant grollten fort, wenn sie gleich unter den obwaltenden Umständen gezwungen waren, ihre feindseligen Gesinnungen noch in sich zu verschließen. Bald ließen sie dieselben offen hervortreten. Denn die Opposition gegen Josephs Neuerungen hörte nie auf, fortzuwirken. Sie steigerte sich endlich zur Revolution.

Auch im deutschen Reiche nimmt ein Aufstand den Kaiser und den Reichstag in Anspruch — der Aufstand zu Lüttich. War gleich der Aufstand in Lüttich gegen den Bischof Konstantin Franz, zunächst durch die Privilegirung einer neuen Hazardspielergesellschaft im Lande zu Spaa veranlaßt, an sich von minderer politischen Wichtigkeit; so verkündete doch sein Betragen gegen die Stände des Hochstifts, und das Betragen der Stände gegen ihn den aufgeregten Zustand des Zeitalters. Der Bischof hatte zwar (am 18. August 1789) in einem Vertrage die neuen Einrichtungen in Lüttich anerkannt und unterschrieben; er ging aber sogleich darauf im Geheimen nach Trier, und das Reichskammergericht, bei welchem er seine Klage anbrachte, nannte die Lütticher »Rebellen.« Zugleich erkannte es die Vollziehung seines Ausspruches auf die Kreisdirectionen in Westphalen, auf Preußen, Pfalz und Münster. Als aber Preußen in dieser Angelegenheit mit Schonung verfuhr; so bewirkte der Bischof ein zweites Erkenntniß des Reichskammergerichtes auf den burgundischen Kreis, worauf ein österreichischer Heertheil in Lüttich die alte Ordnung der Dinge herstellte. Der Bischof kehrte am 13. Februar 1791 in scheinbarem Triumphe

nach Lüttich zurück; doch bald verschlang der Strom der Revolution sein Land.

»Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit.«

(Schiller.)

VII.

Krank war Joseph II. aus seinem Feldzuge gegen die Türken nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt. Gegen Anfang des Jahres 1789 schien indessen die Krankheit sich zu heben, denn nicht nur daß die Brustbeklemmungen, das Herzpochen und der schwere Athem nachließen, so fühlte sich auch der Kaiser merklich kräftiger. Er gedachte daher auch, den neuen Feldzug gegen die Türken wieder in Person mitzumachen. Allein die Aerzte erkannten ganz richtig, daß dieser Gesundheitszustand nicht von Dauer sein werde und widerriethen die Theilnahme an dem Feldzuge auf das Nachdrücklichste. So schmerzlich dieses für den thatenlustigen Joseph war, so gab er doch nach, und leider ergab es sich schon im Laufe des Aprils, daß die Aerzte Recht gehabt, denn in diesem Monate kehrte die Krankheit mit so großer Heftigkeit zurück, daß das Leben Joseph's in Gefahr schwebte. Zu den oben angegebenen Uebeln hatte sich jetzt noch ein starker Blutauswurf gesellt. Der Kaiser bereitete sich auf seinen Tod vor; in der Hofcapelle wurde das Hochwürdigste ausgesetzt, der ganze Hofstaat hielt Betstunden, nach allen Kirchen strömte das Volk, um in inbrünstigem Gebete Gott für die Erhaltung des Kaisers anzuflehen. Der Kaiser genas. Der Jubel des Volkes darüber war groß. Frühling und Sommer äußerten, während Joseph's Aufenthalte in Laxenburg und Hetzendorf, ihre wunderthätige Heilkraft. Nur wurde er außerordentlich mager.

Inzwischen war der Türkenkrieg im Gange. Das

unter dem Prinzen Josias von Coburg und General Suwarow vereinigte österreichisch-russische Heer siegte bei Fockschani den 31. Juli 1789 und bei Martinjestie am 22. September. Laudon, dem Joseph den Oberbefehl über das kaiserliche Hauptheer anvertraut hatte, erstürmte am 8. Oktober das wichtige Belgrad, Türkisch-Gradisca und Orsowa; General Wartensleben erfocht bei Poreseni und Vaideni am 8. October einen Sieg über Pascha Kara Mustapha, und die Russen bemächtigten sich der Plätze Akjermann, Gallacz, Bender und Ismael. Die schönen Waffenthaten der Oesterreicher erfreuten Joseph sehr. Aber keine Siegesbotschaft wurde mit mehr Jubel aufgenommen, kein Sieg allgemeiner und festlicher gefeiert, als die Einnahme von Belgrad, auf welche Festung Josephs geliebter Neffe, Erzherzog Franz, der unter Laudon seine wahre Kriegsschule durchmachen sollte, die erste Kanone mit eigener Hand abgefeuert hatte. Joseph sendete dem Sieger Laudon nicht allein den brillanten Ordensstern des Maria-Theresien-Ordens, den Joseph mit eigener Hand von seinem Staatsanzuge band, mit dem Titel Generalissimus, sondern er wohnte dem Te Deum wegen dieses schönen Sieges in eigener Person bei. Uebrigens sollte das Ende des türkischen Krieges nicht mehr Joseph, sondern sein Nachfolger herbeiführen. Jedenfalls waren aber die Tage, wo Joseph diese Siege seiner braven Krieger erfuhr, noch die einzigen freudigen, die er erlebte.

Die schwersten Stunden nahten bald.

Josephs tief und überall eingreifende und scharf durchgreifende Neuerungen hatten und behielten allzuviele Gegner, zu viele, die da wünschten, eine nothgedrungene Zurücknahme und ein offenes Geständniß ihrer Unzeitigkeit, Unausführbarkeit, Unanwendbarkeit aus dem Munde der Regierung selbst, möchte sie für immer bei Seite schaffen und der Vergessenheit überliefern! Daher die

offene und geheime Opposition, daher die übertriebene Vergrößerung der inneren Gährung, daher das ängstliche Bestreben, dem Wahne allgemeinen Eingang zu verschaffen: überall drohte offener Aufstand, offene Empörung u. dgl. mehr, während der Kaiser an dem einen Ende der Monarchie in den weitaussehenden und kostspieligen Krieg verwickelt war. — Zahlreiche, getreue Heere, Vater Laudon an ihrer Spitze, bürgten für Ungarn. Das Mißvergnügen in einigen deutschen Erblanden, z. B. Tirol, mehr noch über die Form der Neuerungen, als über die Neuerungen selbst, wäre von selbst hinweggeschwunden, hätte ein längeres Leben Joseph in den Stand gesetzt, den einzelnen Mängeln, die sein Adlerblick blitzschnell erkannte, und denen eben so rasch wieder abzuhelfen der ungeduldige Drang seines menschenfreundlichen Wohlwollens war, durch Modificationen zu steuern, die das locale und individuelle Bedürfniß jeder Provinz mit dem gemeinsamen Interesse des großen Gesammtstaates zu verschmelzen und zu versöhnen geeignet gewesen wären. Nur allein bei den undankbaren Niederländern, für deren Handelsfreiheit Joseph vor Kurzem bereit gewesen war, das Schwert zu ziehen, stand es anders; diese rebellirten nicht allein, sondern sie zählten sich vom österreichischen Staatenverbande los. Die Feinde Josephs und seiner Neuerungen in Belgien waren im Juli 1789 wieder öffentlich aufgetreten. Die Revolutionsauftritte in Paris wirkten hierbei als ein gefährliches Beispiel ein. Es ist ausgemacht, daß eine Menge Zettel, auf denen sich die Worte: »Ici comme à Paris« befanden, in allen Orten der Niederlande ausgetheilt wurden. Der offenene Widerstand gegen Oesterreich brach in Tirlemont aus, wo man die Verhaftung eines Ruhestörers gewaltsam verhinderte. Löwen, Antwerpen, Diest, Mons, sogar Brüssel folgten dem Beispiele offener Rebellion, zumal da die Priesterschaft alles

aufbot, den Aufstand zu vermehren und zu kräftigen. Kardinal Frankenberg, Advocat van der Noodt, Kanonikus van Eupen, General van der Mersch waren hauptsächlich die Leiter und Begünstiger des offenen Aufruhrs. Der österreichische Kommandirende in der Niederlande, General d'Alton, rieth dem Kaiser zur militairischen und äußersten Strenge. Der Civilgewaltige aber, Trautmannsdorf, brachte den Kaiser auf den Gedanken, nochmals Milde und Nachgiebigkeit zu versuchen. Aber als auch durch kaiserl. Befehl die Universität Löwen wieder in die alten Rechte eingesetzt wurde, die Priesterseminarien den Bischöfen untergeben wurden u. dgl., so führte dieses nur dazu, um die Aufrührer und Widerspenstigen noch kühner und begehrlicher zu machen. Diese, unter dem Namen der belgischen Patrioten, versammelten sich in Breda, und erklärten am 24. October 1789 in einem, von dem Advocaten van der Noot entworfenen Manifeste, Brabant für unabhängig. Ja, die Aufrührer fielen nun die österreichischen Besatzungen an, und nahmen Alt-Lillo, Liefkenhok, Gent, Bruegge, Courtrai, Antwerpen, Mecheln u. s. w. Trautmannsdorf wollte den Sturm noch beschwören durch Unterhandlungen und neue Zugeständnisse. Umsonst. Joseph nahm alle Maßregeln zurück, stellte das Joyeuse Entrée her, schaffte die General-Seminarien wieder ab u. s. w. Ohne Erfolg. Vergeblich war die von ihm ausgesprochene Amnestie. Vergeblich hatte der Pabst selbst sich für den Kaiser Joseph an den belgischen Clerus gewendet. Der Aufstand hatte sich über alle belgischen Provinzen verbreitet, Brüssel selbst schoß auf die österreichischen Truppen; die österreichischen Beamten und Truppen mußten das Land verlassen. Löwen, Namur u. s. w. gingen auch an die Empörteu verloren, und nur in Luxemburg erhielt sich Oesterreichs Fahne über den Wällen. Und die Aufrührer selbst hielten »als neue Stände« eine Generalversamm-

sung, und diese neuen Stände machten am 24. December 1789 eine neue Verfassung bekannt und übertrugen am 11. Januar 1790 die Regierung einem souverainen Congresse. So war Belgien von Joseph abgefallen.

Die seit dem Sommer einlaufenden und immer sich steigernden schlechten Nachrichten aus den Niederlanden, verbunden mit einer, außer allem Verhältnisse zu seinen tief gesunkenen Körperkräften stehenden Widmung für die Staatsgeschäfte, verschlimmerten mit jedem Tage wieder den Gesundheitszustand Joseph's. Bei seinem Character, bei dem Feuer seines Willens, bei seinem edlen Stolze auf Oesterreich, bei seinem muthigen Selbstgefühle, kann man sich ein Bild entwerfen von den Seelenleiden, die zugleich den edlen Fürsten folterten, als er sah, daß die Niederlande, die Ungarn, selbst die Tiroler forderten, daß er seine Neuerungen zurücknehme, oder sich gegen sie bis zur Empörung und Lossagung auflehnten. Von düsterer Bitterkeit mußte somit die wenige Zeit seines Lebens, die ihm noch blieb, umflort sein. Nicht nur seine Seelenleiden, auch die körperlichen waren groß. Er ertrug sie heldenstark. Seine angeborne Lebhaftigkeit und Unruhe war einer, jedes fühlende Herz bis in das Innerste erschütternden Ergebung und Geduld gewichen. Einer der Aerzte bat ihn dringend, sich zu schonen und des anstrengenden Dictirens über die wichtigsten Gegenstände des Krieges und Friedens zu enthalten. Lächelnd, mühsam antwortete der große Fürst: »Ich bin so an Arbeit gewöhnt, daß mir die allergrößte Pein ist, Nichts zu thun, zumal in Augenblicken, wo das Wohl meiner Unterthanen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.« Uebrigens gab der Aufstand der Belgier der Krankheit des Kaisers eine schlimme Richtung, und die Lossagung derselben vom österreichischen Scepter den tödlichen Ausgang. Joseph sagte selbst zu dem Fürsten von Ligne, einem gebornen Niederländer: »Ihr Land hat mich um-

gebracht! Gents Einnahme ist mein Todeskampf. Das verlassene Brüssel ist mein Tod.«

Und in diese weite, schmerzende Todeswunde, welche die Niederlande dem Herzen Josephs geschlagen, griffen zu gleicher Zeit unerbittlich, neuen Schmerz bereitend, betäubend die bitteren Nachrichten aus Ungarn, welche lauteten, daß die Unzufriedenheit dorten wegen der deutschen Einrichtungen, der begünstigten deutschen Sprache, wegen des neuen Steuersystems, der neuen Gerichte, der fremden Gesetze, wegen Beeinträchtigungen der Adelsvortheile, und wie all' die Versündigungen in ihren Augen geheißen haben mochten, immer offner und lauter hervortrete; daß die Magnaten und Edelleute dort es bereits gewagt hätten, bei Gelegenheit neuer Forderungen für das Kriegsheer und namentlich bei Befehlen zu Getraidelieferungen, keckeu Widerstand zu leisten, und daß die Behörden des Kaisers gezwungen gewesen, die Speicher gewaltsam öffnen zu müssen. Auch in Tirol nahmen die Einwohner Aergerniß an der Conscription und an den kirchlichen Reformen Josephs.

Während aus Insbruck die Behörden einen Courier mit der Nachricht über die sich aussprechende Unzufriedenheit an den Kaiser abordneten, trat aus Ungarn an das Kranken-, ja Todesbett Josephs eine Deputation selber, welche mit unumwundenen Worten ihre Beschwerden vortrug und ungesäumte Abbestellung aller Neuerungen und aller dadurch erlittenen Kränkungen von ihm forderte. Fremde Einmischung zeigte sich immer unverhüllter.

Bei dieser Scene kommt uns Joseph vor, wie Julius Caesar an seinem Todestage in der Pompejanischen Curia. Ankämpfend gegen die Dolche eines wüthenden Casca, eines Cassius und der übrigen Verschwornen, gibt er jedoch schmerzerfüllt allen Widerstand auf, als er auch Brutus, den er wie einen Sohn gehalten und geliebt, den Todesstoß nach seinem Herzen führen sieht. »Auch

du, mein Sohn Brutus!« ruft der große Mann aus, hüllt sich in seine Toga und stirbt! — Unter dem 18. December 1789 versprach Joseph den Ungarn die Abhaltung eines Landtages, der seine wohlgemeinten Anordnungen und sein hohes Königsrecht mit den Wünschen der Nation ausgleichen sollte. Am 28. Januar 1790 kündete er sämmtlichen Gespannschaften die Zurücknahme seiner Neuerungen in einem eigenen k. Rescripte an, und setzte in der ungarischen Reichsverfassung und Justizpflege Alles wieder auf den Fuß, wie es bei dem Tode Maria Theresia's gewesen war. Nur zwei Verordnungen — und was zeugt lauter als diese Aufnahme für den edlen Geist des menschenfreundlichen Fürsten? — sollten in Kraft verbleiben: das Toleranz-Edict und jenes über die Milderung der Leib- und Grundherrlichkeits-Rechte. Acht und vierzig Stunden vor des Kaisers Hinscheiden wurde auch der Ungarn heilige Reichskrone aus der kaiserlichen Burg zu Wien auf das königliche Schloß nach Ofen abgeführt, überall mit lärmendem Jubel empfangen und begleitet. Eben so opferte Joseph in Tirol sein Werk dem Willen des Volkes.

So mußte, von einem überbitterem Geschicke, wie es nie einen Sterblichen betroffen, gewältiget, Joseph selbst die Werke seiner schöpferischen Hand, die geliebten Denkmale seiner Lebensmühen zerstören. »Die Welt,« bemerkt hierbei Groß-Hoffinger, »weiß es nicht, unter welchen schrecklichen Wehen, unter welchen Martern seine Seele diesen Entschluß gebar, der nicht mehr seinem Geiste, sondern seinen Empfindungen angehört, einen Entschluß, der als isolirtes Gesetz betrachtet, mehr den Anfang der Regierung Leopolds als das Ende der Josephs bezeichnet.«

Joseph erkrankte immer schwerer. Als seine Kräfte immer mehr schwanden, sein Bruder Leopold, sein Nachfolger, nicht zur Hand war, setzte er eine, früher schon in Uebung gewesene, sogenannte Minister-Conferenz, aus

dem Fürsten Kaunitz, den Grafen Stahrenberg und Rosenberg und dem Feldmarschall Lacy bestehend, ein, damit auch während seiner Krankheit alle Arbeiten ununterbrochen fortgingen. Im December 1789 schwand jede Hoffnung auf die Herstellung des Kaisers. »Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben,« sprach er zu seinem Leibarzte Quarin, »Sie können frei sprechen, aber es wäre für meine Staaten nicht gut, überrascht zu werden.« Als Quarin tiefbewegt antwortete: »man kann für keinen Augenblick stehen,« sagte der Kaiser; »ich danke Ihnen, mein lieber Quarin, für diesen Beweis Ihrer Freundschaft; ich werde erkenntlich sein.« Quarin erhielt ein Geschenk von 10,000 Gulden und den Baronstitel. Kaum möchte jemals eine Todesbotschaft also belohnt worden sein, wie in diesem Falle.

Joseph behielt sein volles Bewußtsein bis zu seiner letzten Stunde, und bis zu seinem letzten Hauche lebte er seinem Staate, sowie er denn noch am Abende vor seinem Tode 80 Unterschriften besorgte. Als er durch Quarin über sein nahes Ende Gewißheit erhalten, verbot er ausdrücklich, öffentliche Gebete für ihn anzuordnen, indem er sagte: »wer mich liebt, wird für mich beten; die mich aber nicht lieben, die will ich nicht zum Beten nöthigen.« Den 13. Februar schien sein Zustand bereits so bedenklich, daß er, auf Rath seiner Aerzte, die heilige Wegzehrung empfing; am 15. Februar erhielt er das Sacrament der letzten Oelung. Aber selbst auch noch diese Tage, wo mit jeder Stunde seine Körperkräfte mehr abnahmen, waren redende Zeugen von seiner rastlosen Thätigkeit, Sorge und Liebe für die Seinen. Seine Secretaire, eine Menge vom Hof-Personale, alle seine Diener, eine große Anzahl von Wittwen u. s. w. erhielten reiche Geschenke, so wie denn die Summe, welche er in seinen letzten Tagen verschenkte, auf beiläufig eine halbe Million gerechnet wird. Er nahm mit Innigkeit und Seelengröße, mit

schon hinsterbender Hand schreibend, Abschied von dem Zirkel der Damen, den er besucht, den Fürstinnen Franz Lichtenstein, Karl Lichtenstein, Kinsky und Klary und der Gräfin Ernst Kaunitz, von seinen Freunden Rosenberg und Lacy, von dem Fürsten Kaunitz, dem er sein Land als von jeher sein Theuerstes empfahl, das seiner weisen Rathschläge niemals nöthiger bedurft habe. Durch Feldmarschall Haddik nahm er Abschied von der Armee, mit dem Ausdrucke: »Soldat zu sein, wäre von jeher seine vorzüglichste Neigung, so wie die innere Kraft und äußere Achtung des Heeres, der Gegenstand seiner größten Sorgfalt gewesen. Er habe stets getrachtet, in Ungemach und Gefahr der bereitwillige Genosse jedes Kriegers und der Vater der Kranken und Verwundeten zu sein. Der sterbende Monarch nehme die trostvolle Beruhigung mit in das Grab, daß der vorige Feldzug, vor den Augen von ganz Europa, die Ehre der Waffen gekrönt habe und Oesterreichs Krieger gewiß das Bestreben in sich fühlten, diesen hohen Ruhm unverbrüchlich zu erhalten.« Von Laudon nahm er persönlich Abschied. »Reichen Sie mir Ihre alte Hand,« sagte er zu ihm, »ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken.«

Den letzten und härtesten Stoß gab dem mit dem Tode ringenden Kaiser der Verlust der Gemahlin seines geliebten Neffen Franz, Prinzessin Elisabeth, die in Folge einer schweren Niederkunft am 18. Februar 1790, Morgens starb. Tief erschüttert, aber mit männlicher Fassung, rief er aus: O Gott, dein Wille geschehe!« Er traf selbst die Anstalten zu ihrem Begräbniß und gebot, daß die Leiche nicht zu lange in der Hof-Capelle ausgestellt bliebe, »damit,« wie er sagte, »für meine eigene Leiche Platz wird."

So nahte allmählig Josephs letzte Lebensnacht vom 19. zum 20. Februar 1790. Schon gegen Mittag des 19. hatte er eine Anwandlung von Ohnmacht, kam jedoch

bald wieder zu sich, und die Arbeit des Dictirens, Expedirens und Unterschreibens ging wieder ununterbrochen fort. Selbst am Abend nahm Joseph noch einen Besuch von Rosenberg und Lacy an; die arbeitenden Secretaire blieben den ganzen Tag bis 10 Uhr Abends bei ihm. Nachdem er dieselben entlassen, sagte er zu den Aerzten auf lateinisch — denn dieser Sprache bediente er sich gegen sie, wenn Jemand von der Dienerschaft zugegen war — »schon wird es nicht mehr lange währen, ich fühle in mir bereits den Todeskampf.« Darauf ließ er den Beichtvater eintreten. Der Leibarzt Störk erbot sich, die Nacht durch bei ihm zu wachen. Allein Joseph lehnte diesen Liebesdienst mit den freundlichen Worten ab: »Nein, mein Lieber! Warum wollen Sie sich incommodiren? Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie rufen lassen,« worauf er noch lächelnd hinzusetzte: »Heute Nacht muß ich schon mit meinem schwarzen Herrn bleiben.« Der Zustand des Kranken blieb leidlich bis gegen Mitternacht, obschon er wenig schlummern konnte, und wenn er schlief, von den damaligen Gegenständen der großen Aufmerksamkeit phantasirte. Die Zeit. wo er wach war, betete er mit dem Beichtiger, und während er demselben die Gebete andeutete, die er ihm vorlesen sollte, betete er auch selbst: »Herr, der du allein mein Herz kennst, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich Alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern Absichten, als zum Wohl und zum Besten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geschehe!« — Gegen Mitternacht spürte er erst eine merkliche Abnahme des Gehörs, dann auch des Gesichts, daher er zu dem Geistlichen sagte: »lassen Sie mich ein wenig ruhen; ich werde Sie wieder rufen.« Er fiel in eine träumende Erschöpfung, und ruhte eine gute Weile lang. Um 5 Uhr Morgens des 20. Februars 1790 war er ganz wach. Die Aerzte erschienen. Störk fühlte nach dem Puls, fand aber bereits beinahe keinen mehr, und

erwähnte des Beichtvaters im Nebenzimmer. Joseph verstand den Wink und ließ diesen wieder eintreten, um nochmals mit ihm zu beten. Als dieser die Worte sprach: »Wir verlassen uns auf den Glauben, die Hoffnung und die Liebe,« wiederholte der Kaiser das Wort «Glaube« mit ziemlich starker Stimme, das Wort »Hoffnung« leise, wenn auch noch vernehmlich, bei dem Worte »Liebe« aber schien er nochmals seine Kräfte anzustrengen und sprach das Wort mit der ganzen Gluth seiner Seele. »Wir wollen da inne halten,» sprach er. »ich fühle die Annäherung des Todes; dieses Buch wird mir nicht mehr dienen; ich schenke es Ihnen, behalten Sie es mir zu Liebe.« Seine letzten Worte, die er zum Beichtvater sagte, waren: »Beten Sie: in Deine Hände, o Herr! befehle ich meine Seele!» Für sich selbst aber hörte man ihn noch sagen: »Als Mensch und Fürst glaube ich, meine Pflicht gethan zu haben.« Darauf legte er sich auf die Seite; um halb 6 Uhr verschied er unter drei Zuckungen.

Joseph verließ, wie J. G. Jacobi sagte, sein Reich wie ein Arbeiter das ihm anvertraute Feld, das er vor Ueberschwemmungen zu schützen gedachte; wo die Fluth mehr als einmal die Dämme zerbrach, und, durch den Widerstand reißender geworden, einen Theil der Saaten mit sich fort spülte. Wenn der Abend einfällt, geht er betrübt, aber mit gutem Gewissen von dannen, weil er getreulich gearbeitet. —

Am Sterbetage und an dem darauf folgenden blieb Josephs Leichnam in seinem Zimmer. Joseph hatte verboten, seinen Körper zu öffnen, mit der Bemerkung: »seine Krankheit sei sichtbar gewesen; man würde also durch Oeffnung seines Leichnams nichts weiter lernen.« Am 22. Februar wurde die kaiserliche Leiche, mit der Feldmarschalluniform bekleidet, in der Hofcapelle öffentlich ausgesetzt, und um 7 Uhr Abends, in feierlichem Trauergepränge, in die kaiserl. Familiengruft zu den P. P. Kapuziner abgeführt.

Das Testament, welches Joseph hinterließ, bestand nur aus sechs Zeilen, wonach er seinen Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, zu seinem Universalerben erklärte. Als Codicill war angehängt: »daß seine Secretaire und diejenigen Hofleute, die unmittelbar seine Person bedient hätten, lebenslänglich ihren ganzen Gehalt genießen sollten.«

Wenige Fürsten sind bei ihrem Leben und bei ihrem Tode so hochgepriesen und so hart getadelt worden, wie Joseph II. »Unsere Zeit hat eingesehen, sagt Pfister, daß man, um ihm nicht Unrecht zu thun, bei seinen Handlungen den Menschen und den Regenten unterscheiden müsse, wiewohl er selbst oft diese Eigenschaften verwechselt und gewöhnlich den Menschen höher gestellt hat, da hingegen Friedrich II. von Preußen allein König gewesen (vivre, penser et mourir en Roi!).« Mag man sagen, was man etwa will, gewiß war vor ihm Keiner auf dem Throne, dessen Geist weit aussehendere Entwürfe, dessen Gemüth wohlwollendere Entschließungen für sein Volk erfüllt hätten; Keiner der so viel Muth gehabt, einer Menge alter Vorurtheile mit offenem Visir entgegenzutreten, mit einem Selbstgefühl, das ihm nicht bloß seine Macht, sondern sein edler Wille gegeben. Oesterreich darf vor Allen nicht vergessen, daß alle Pläne Josephs der Gedanke geleitet hat, Oesterreichs Staatskraft im Innern und nach Außen zu verstärken und zu befestigen. Selbst Deutschland wird nicht vergessen, daß Joseph II., so lang er noch nicht Alleinherrscher in Oesterreich war, das Kaiserthum zum vorigen Glanz und Ansehen herzustellen und die Nationalfreiheit zu behaupten letztmals bedacht gewesen.

Von Joseph endlich muß man sagen, was Anquetil von Karl dem Großen sagt: »Man muß es anerkennen, er gehört zu der kleinen Anzahl der Fürsten, denen wahrhaft das Glück des menschlichen Lebens am Herzen lag.«

Ehe wir unsere Schilderung von Joseph, seinen Entschlüssen und ihren Vollbringungen, und seinen gewichtigen, oft schweren politischen Leben abschließen, wollen wir, um des gefeierten Monarchen Bild zu vollenden, noch einen letzten Blick auf sein äußeres Leben und die sogenannte Lebensweise werfen.

Im Sommer stand Joseph II. schon um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr auf, wo bereits die diensthabenden Kabinetssecretaire zugegen sein mußten, um sogleich mit ihm die Tagesarbeit zu beginnen. Gegen 9 Uhr begann das Frühstück und Ankleiden, wobei nur bemerkt werden mag, daß er täglich sich selbst rasirte und daß während diese Zeit in der Regel Graf Rosenberg, Oberkämmerer, zugegen war. Die darauf folgende Zeit bis gegen 12 Uhr ward abermals für Arbeit, Lectüre, Audienzen bestimmt. Um 12 Uhr erholte er sich regelmäßig durch einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt, wobei ihm in seinen letzten Jahren am häufigsten sein Neffe, der nachmalige Kaiser Franz, begleitete. Jedenfalls für seine rastlose Thätigkeit bedingt war die Eigenthümlichkeit, daß für das Mittagmahl keine bestimmte Stunde festgesetzt war, denn es erfolgte dasselbe um 3, 4, auch erst um 5 Uhr. Dabei begnügte er sich mit den einfachsten Speisen, und aß sehr mäßig. Gekochtes Obst fehlte nie auf seiner Tafel. Er trank nur Wasser im Türkenkriege, jedoch nahm er, auf Rath der Aerzte, täglich ein kleines Quantum Ungar-Wein zu sich. Nach der Tafel hatte er gewöhnlich eine Stunde lang Musik auf seinem Zimmer, wobei er in der Regel selbst mit thätig war, da er ziemlich fertig Klavier spielte und einen angenehmen Baß sang. Dann folgte wieder Arbeit, Audienzen u. s. w. Gegen 7 Uhr besuchte er gewöhnlich das Theater, und nach demselben unterhielt er sich gerne in einem kleinen ausgesuchten gesellschaftlichen Kreise; nie aber länger als bis 11 Uhr. Dann zog er sich zurück, um noch die den Tag über

eingegangenen Depeschen einzusehen, und oft fand ihn die mitternächtliche Stille noch bei der Arbeit. An Zeitraubenden Vergnügungen fand er keinen Gefallen. Die Jagd betrachtete er bloß als eine gute Leibesübung, obschon, wenn er einer beiwohnte, sich immer durch Rüstigkeit, Tüchtigkeit und Bravour auszeichnete. Seine Lieblingserholung bestand in Reisen, weil diese ihn zugleich belehrten und aufklärten. Zu seiner Lectüre gehörten auch Angriffe in Journalen auf ihn, alle Schmähartikel gegen ihn. Allein er verbot, er confiscirte sie nicht. Er war erhaben über solchen oft falschen Polizei-Maßregeln. Einmal ließ er sogar einen solchen Schmähartikel, durch Abdruck vervielfältigt, zu Gunsten von armen Protestanten verkaufen.

In seiner Kleidung war Joseph schlicht und einfach. Von militairischer Kleidung trug er besonders gerne die blaue Husaren-Uniform, und bloß an Gallatagen legte er die Feldmarschalls-Uniform an. Auf seinen Reisen trug er beständig einen einfachen dunkelfarbigen Frack. In seiner Jugend trug er ungarische Tracht, und erst als er in die Jünglingsjahre trat, legte er deutsche Kleidung an. Gleiche Einfachheit forderte er auch von seinen nächsten Umgebungen. Beweis von seiner Einfachheit war auch sein Bett. Er schlief stets auf Stroh und nur für den Kopf bediente er sich eines Kissens, welches mit Roßhaaren gefüllt war. Erst in seiner Krankheit 1769 konnte er veranlaßt werden, sein Strohlager mit einer Matratze zu vertauschen.

Ein Lieblingsaufenthalt von ihm war ein Häuschen im Augarten; bisweilen wohnte er auch in Laxenburg. Schönbrunn 2c. bewohnte er dagegen auf längere Zeit niemals.

Was Joseph den Oesterreichern gewesen ist, was er ihnen wurde und noch werden wird, beweiset nicht allein das Monument, welches ihm zu Wien sein Liebling Franz, der Kaiser, aus tiefempfundener Pietät prangend setzte,

drücken nicht allein die Inschriften aus, die man auf seine Bildnisse setzte oder setzen wollte, und die da heißen:

„Josepho Secundo, qui Saluti Publicae vixit, non diu, sed totus.“

oder: „Josepho Secundo,
Arduis nato,
Magnis perfuncto,
Majoribus praerepto.“

sondern legt auch beurkundend des Dichters Begeisterung dar, wenn er bei Joseph II. und seiner Bildsäule zu Wien, singt:

„O du, viel größerer Sohn berühmter Ahnen,
O du, — — — dem ein Gott zur Krone
Ein Haupt, werth sie zu tragen, auch gegeben,
Du hoher Mensch auf deinem hohen Throne,
Du kühner Streiter für der Wahrheit Fahnen,
Der du dein glühend und begeistert Leben
Geweiht dem edlen Streben
Für Recht und Licht, der du den dunklen Schleier
Verjährten, düstern Wahnes kühn zerrissen;
Der du den Geist, aus öden Finsternissen
Geführt zu reiner, würd'ger Tempelfeier,
Der du gehaucht dein schöpferisches Werde
In deines Reiches brache, todte Erde! —
All überall, wohin das Auge blicket
Bis an die letzte Grenzmark deiner Lande
Von der Sudeten Schnee, bis wo die Wogen
Der Ister wälzt zum fernen Heidenstrande,
Sind deiner Füße Stapen eingedrücket,
Ist deines Wandelns helle Spur gezogen!
Ein ew'ger Ehrenbogen
Wölbt über deinem Namen sich, und bleiben
Wird ihm sein Ruhm, so lang in künft'gen Tagen
Für Großes noch bewegte Herzen schlagen!

Mag Well' auf Well' im Meer der Zeiten treiben,
Wie manches Bild ihr Strom hinweg getragen,
Das Deine wird groß, hehr, unsterblich ragen! —
So wirst du steh'n, die ew'ge Memnons-Säule,
Die freudig schallt, wenn Licht Aurora bringet,
Doch wenn zurück in's Meer die Sonne kehret.
In schmerzlich bangen Trauertönen klinget,
Von Nacht geängstigt, und dem Flug der Eule! —
So wirst du steh'n, ein Schutzgott, der, verklärt,
Vom Sonnenquell genähret,
Die Hand ausstrecket über Oestreichs Fluren,
Die segnend, die dein großes Werk erhalten,
Die segnend, die in deinem Geiste walten,
Die sich, wie du dem Dienst der Götter schwuren,
»Die oft verkannt, gehöhnt, geschmäht, doch immer
Glanzvoller strahlt, in immer rein'rem Schimmer!"

(J. C. Baron v. Zedlitz's Todtenkränze.)

Bei demselben Verleger ist ferner erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Achte Auflage.

Neues
Taschen-Fremd-Wörterbuch,

enthält
über **4000** aus fremden Sprachen entlehnte Wörter und Redensarten, welche in öffentlichen Zeitungen, im Handel und Wandel, bei gerichtlichen Verhandlungen u. s. w. häufig vorkommen.

Nebst Angabe ihrer richtigen Aussprache.

Ein nicht zu entbehrendes

Hand- und Nachschlagebuch

für Jedermann.

Herausgegeben
von
Dr. *C. B. Adelung.*
Achte Auflage.

Der
kleine Haussecretair.

Ein
praktischer Briefsteller
für
alle Fälle des bürgerlichen Lebens.

Herausgegeben
von
P. F. Claussen.

Derselbe enthält auf 141 mit Perlschrift engbedruckten Seiten Briefmuster für alle gewöhnlichen Fälle des Lebens, als: **Glückwünschungs-, Empfehlungs-, Dankschreiben, Schemata's zu Bittschriften zc.; kurz, wer im Besitz dieses Buches ist wird gewiß niemals in Verlegenheit kommen, wenn er etwas schriftlich vorzutragen hat.**

Preis 5 Sgr.

Die Humoristen
in der Westentasche,
oder
Was soll ich declamiren?

Ein Potpourri heiterer Dichtungen und Vorträge.

1.–8. Bändchen.

Der Inhalt ist folgender:

1.

Das Solo-Lustspiel. — Es ist zwar kein Unglück, aber Pech! — Ein Mädchen zu heirathen mit 100,000 Gulden Mitgift. — Das Leben ein Tanz. — Die Tonleiter eines Männernamens. — Männerherzen.

2.

Die langen und die kurzen A und O. — Er liebt mich nicht! Er liebt mich doch! — Noch nicht dagewesen! — Tischrede. — Neueste Guckkastenbilder. — Neujahrs-Aphorismen.

3.

Mädchen und Frauen, oder: Wer hat Recht? — Männer und Hüte — 's ist fabelhaft! — Neujahrs-Aphorismen (Schluß). — Das Erdbeben. Gespräch zwischen zwei Holzhauern. — Bruchstücke aus Saphir's humoristischer Vorlesung im Hamb. Stadttheater. — Der Schauspieldirector. Eine dramatische Scene.

4.

Die Liebeserklärungen. — Gemischte Ehen. — Wischiwaschi. — Kannichverstahn. — Die vier Erden-Elemente. — Recipe, ein braves Weib zu bekommen.

5.

Variationen über das Thema: „Jo nich!" — Mitschmatsch. — Männlich und weiblich. — Der Voltigeur und der Kantschu. — Die wilde Jagd. — Uhren und Weiber. — Männer und Uhren. — Troftrede an meine Wittwe. — Getauft und beschnitten.

6.

Der Leibrock. — Der hungrige Raucher. — Der tapfre Schneider aus Berlin. — Das Rendezvous eines Hagestolzen. — Die Kennzeichen der Ehe.

7.

Monolog einer siebzehnjährigen Jungfrau. — Liebessprache. — Mißverständniß. — Die Verwandlungen. — Wirkung einer Predigt. — Eine jesuitische Vorlesung. — Der rechte Glaube — Die Gewalt des Schnapses über die Liebe. — Die Katzenrevolution. — Des Knaben Antworten. — Das Naturwunder. — Schnelle Resolution.

8.

Romanze vom Junggesellen. — Merkwürdige und curieuse Annoncen. — Originelle Briefe. — Schöne Gedichte. — Schnupfer-Unterhaltung. — Bruder Stromus. — So wird man alt. — Altdeutsche Lebensweisheit. — Ehestandsgrammatik. — Recept zur Schöpfung einer Weiberseele. — Alte und neue Zeit. — Engelgleiche Menschen. — Die Ratte, die Maus und des Nachbars Frau, von M. G. Saphir.

Preis jedes Bändchens 2½ Sgr., oder 4 Schillinge.

jedes Bändchen wird einzeln verkauft!

Die hauptsächlichsten

Unterleibskrankheiten

soweit solche in besonderer Beziehung zur

Blähsucht

stehen.

Eine populaire Schrift

von

C. A. L. Koch,

Doctor der Medizin und Geburtshülfe, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Preis elegant broschirt 12 gGr. 15 Sgr.

Von

den sogenannten

galanten Krankheiten.

Ein Rathgeber

für

gebildete Laien jeden Standes.

Von

Dr. Friedr. Alexand. Simon jun.,

praktischem Arzte in Hamburg.

Preis 16 gGr. 20 Sgr.

Wachet!

Mystiker und jesuitische Maulwürfe

untergraben

die protestantische Kirche!

Laienwort an Laien.

Von

B. Carlo.

Zweite vermehrte und veränderte Auflage.

Preis 4 gGr. 5 Sgr.

Einer wider Einen.

Eine Erklärung

gegen

Pastor Harms.

Preis 3 gGr. $3\frac{3}{4}$ Sgr.

In demselben Verlage ist erschienen:

Geschichte der Jesuiten,

bearbeitet von

F. Clemens.

Mit dem Portrait des Ignatio von Loyala, Stifter des Jesuitenordens.

Eleg. brosch. Preis 4 Groschen.

Er muß aufs Land.

Frei nach Bayard und de Bailly

von

J. Mendelssohn.

Elegant broschirt. Preis 6 Groschen.

Jenny Lind,

die schwedische Nachtigal.

Eine biographische Skizze.

Mit dem Portrait der Künstlerin.

Eleg. brosch. Preis 8 Groschen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneidawind, Franz Josef Adolf,

Leben Kaiser Josephs des Zweiten

Hamburg 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.72
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426728-2